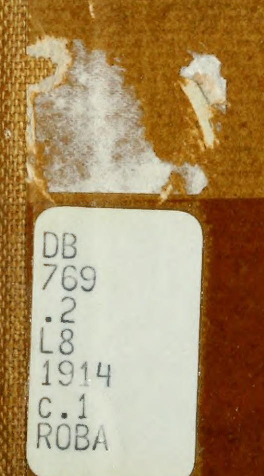


Die Tiroler Stadt

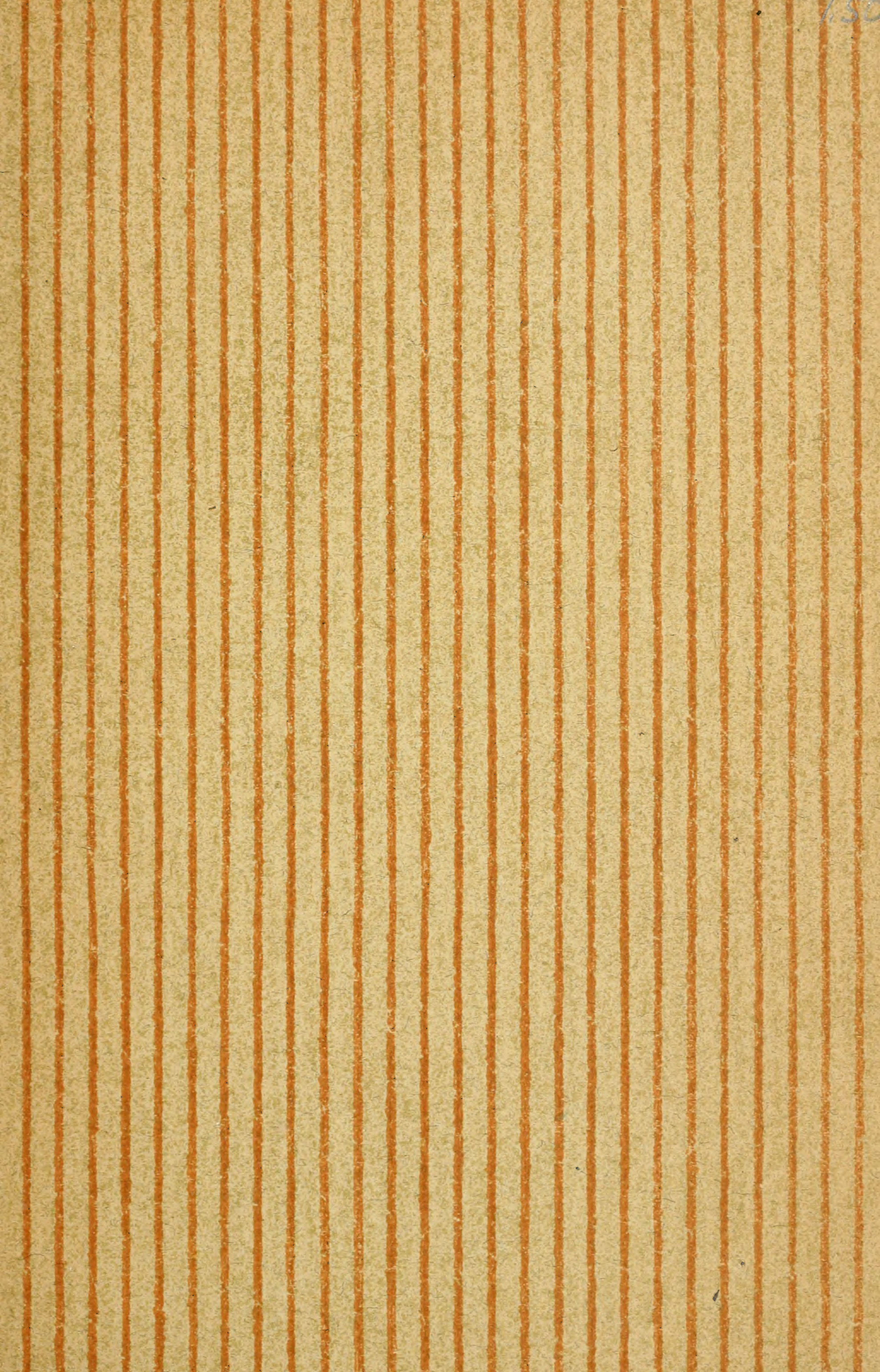
von O. F. Luchner,



R·PIPER·v:CO·VERLAG·MÜNCHEN







Charles R. Owens

from

R. B. McClenon

and Else W. McClenon.

Christmas, 1921.

Die tiroler Stadt



Meran: Pfarrkirche, Rückansicht

Die Tiroler Stadt

von O. F. Luchner

Mit 162 Abbildungen

Erstes bis zehntes Tausend



R. Piper & Co., München, 1914

Vorwort

Wir gehen einer Zeit steigenden Kunstempfindens und steigender Schätzung künstlerischer Werte entgegen. Auf den grenzenlosen Ungeschmack der achtziger Jahre folgt die Reaktion, die auf keinem Gebiete wärmer zu begrüßen ist als auf dem des Städtebaues; denn hier hat ein nur auf Gelderwerb spekulierender Materialismus Sünden begangen, unter deren Folgen noch zwei Generationen nach uns zu leiden haben werden. Das ist ja in der Baukunst das Schlimme und auch das Große wiederum, daß ihre Schöpfungen nicht für den Tag, sondern für ein Jahrhundert, wenn nicht für Jahrhunderte geschaffen werden. Daß sie nicht wie die Verirrungen sensationslüsterner Maler und Schriftsteller nach kurzer Zeit in das Meer der Vergessenheit zurücksinken, sondern Tag für Tag an unserem Wege stehen und das Unverständnis ihres Schöpfers, zuweilen auch die Kulturlosigkeit eines ganzen Geschlechtes über Plätze und Gassen hin, laut predigen.

In letzter Stunde ist diese Wendung eingetreten. Denn noch ein Jahrzehnt so weiter und dann wären, auch ohne die vielfach zu Unrecht verlästerte Industrie, die wundervollen Städtebilder der Alpen für immer verwüstet gewesen.

Die Aufgabe, die den Stadtgemeinden von heute aber gestellt ist, erscheint mit der bloßen Bewahrung vor pietätloser Verunstaltung und Zerstörung, nicht gelöst. Der „Heimatschutz" ist wohl ein wichtiger Zweig des modernen Städtebaues, das Wichtigste aber ist nicht die Konservierung, sondern die Fortgestaltung. Dem Alten Gleichwertes und mit ihm in harmonischem Einklange Stehendes an die Seite zu stellen, die bleibenden Grundfesten der Städtearchitektur aus dem uns Überlieferten herauszuschälen und auf das künftig Entstehende anzuwenden, den Städtebau den Händen des Ingenieurs, in die er zu seinem Unheil in der Gründerzeit geraten war, zu entnehmen und ihn dem Raumkünstler, dem Architekten, zurückzugeben, ihn wieder zur Städtebaukunst zu erheben, das muß das Endziel jeglicher Bestrebung sein.

In keiner Kunst aber ist das L'art pour l'art, das noch nie die Parole eines großen Könnens gewesen ist, unmöglicher als in der Raumkunst. Gemälde und Statuen wird wohl immer nur ein kleiner Kreis von Kennern kaufen, die große Masse des Volkes

wird sich immer mit Reproduktionen begnügen. Das Haus an der Straße aber baut jedermann. Baut Gevatter Schneider und Handschuhmacher, so gut wie der Rentner und der Großkaufmann. Als man 1357 den Bau des Domes zu Florenz wieder aufgenommen hatte, da wurde die gesamte Bürgerschaft aufgefordert, sich mit Vorschlägen oder Kritik zu beteiligen. Und unter beispielloser Anteilnahme der Bevölkerung wurden die Pläne zu dem gewaltigsten Werke der italienischen Frührenaissance entworfen und ausgeführt. Auch unsere Zeit wird die volle Genesung der Baukunst erst erleben, wenn jedermann eine aufgeputzte Gschnasvilla von einem in Maßharmonie erbauten Landhaus zu unterscheiden vermag.

Diesen Werdegang zu fördern, das ist auch die Absicht dieser Bilder. Auf die Begleitworte, die sich ihnen unterordnen und keinen Anspruch darauf erheben, als wissenschaftliche Abhandlung zu gelten, trifft das gleiche zu, was Julius Baum im Vorworte zum Bande „Süddeutschland" sagt: „Sie wollen auch nicht eine Zusammenfassung alles auf diesem Gebiete Wissenswerten geben, sondern lediglich in anspruchsloser Form die Abbildungen erläutern und die notwendigen Voraussetzungen zum Verständnis der Entwicklung der Tiroler Städte vermitteln."

Daß dabei der Begriff Stadt im verwaltungsrechtlichen Sinne nicht durchwegs strenge Beachtung fand, sondern auch größere Märkte, ja selbst einzelne Ortschaften, die nur auf den Titel Dorf Anspruch zu erheben berechtigt sind, aufgenommen wurden, findet seine Erklärung in der partikularistischen Entwicklung des Tiroler Städtetums, die den Stadttitel vielfach großen und für die Geschichte des Landes wichtigen Orten versagte, während sie ihn kleineren und bedeutungslosen ohne deren Zutun verschaffte.

Wenn die nachfolgenden Zeilen und Bilder schließlich auch ein klein wenig dazu beitragen, daß einer oder der andere von den Hunderttausenden, die Sommers meiner Heimat Berge aufsuchen, aufmerksam wird, daß in Tirol auch noch anderes zu sehen ist, als Felsgipfel und Firnfelder, dann haben sie ihren Zweck vollauf erfüllt.

Torbole, im Jänner 1914.

Oskar Friedrich Luchner.

Inhaltsübersicht



Tirol

Rosegger hat das Haus einmal „die getreueste Verkörperung der Volksseele" genannt. Ein Wort, das auf alle Zeiten und alle Völker zutrifft. Die Zinskasernen unserer Tage werden späteren Geschlechtern ebenso getreue Berichte von der maßlosen Überschätzung des Geldes und der Unterschätzung aller übrigen Lebenswerte durch die heutige Generation geben, wie die Paläste der Renaissance zu uns von Menschen sprechen, die das Geld so gering achteten, daß sie es mit vollen Händen hinausstreuten. Aber nicht nur, daß das Haus den Charakter seines Bauherrn offenbart, es nimmt die Geschichte einer ganzen Familie in sich und erzählt sie, wenn längst der Letzte des Stammes zu Grabe getragen, dem, der des Hauses Sprache zu lesen gelernt, treuer oft als das geschriebene Wort. Denn das Haus überdauert das Leben des einzelnen. Und jeder nachfolgende Besitzer drückt ihm die Eigenarten seiner Persönlichkeit ein, ändert hier und dort, verbessert dieses und jenes, baut zu und bricht ab.

Wie aus dem Einzelhaus der Charakter seiner Bewohner, so spricht aus der Ortschaft der Charakter ihrer Bevölkerung. Wer die engen, unsagbar malerisch-schmutzigen Gassen Alt-Nizzas durchschreitet, wird ohne Reisebuch wissen, daß die Bevölkerung Nizzas nicht französischer, sondern italienischer Abstammung ist. Die ernsten, umrißscharfen Städtebilder Norddeutschlands, das heitere, kunterbunte Giebel- und Erkergewirre süddeutscher Städte, entsprechen beide der in vieler Beziehung so verschieden gearteten Veranlagung der Bevölkerung.

Kein Land weist auf so kleinem Flächenraum eine größere Verschiedenheit des Städtebildes auf, als Tirol. Von den rein italienischen Straßen Trients bis zum grunddeutschen Salinenstädtlein Hall, von dem laubenreichen, prunkvoll gebauten Bozen bis zu dem bäuerlich-dörfischen Kitzbühel, welch ein Unterschied!

Um diesen Gegensätzen auf den Grund zu kommen, ist es notwendig, nach der Stammeszugehörigkeit der Tiroler Bevölkerung zu fragen.

Für die vielen, vielen Fremden, die Jahr für Jahr nach Tirol kommen, auf den Bergen die Schutzhütten und in den Städten die sogenannten Nationalsänger aufsuchen, ist Tirol ein einheitlicher,

fester Begriff, der sich mit hohen Bergen, guter Luft, frischer Butter, Andreas Hofer und Anno neun so ziemlich erschöpft. Von den Bewohnern wird im allgemeinen angenommen, daß sie bieder, zuweilen etwas einfältig, schrecklich bigott, kaisertreu und, soweit sie männlichen Geschlechts, vorzügliche Gemsjäger seien. Bezüglich des Aussehens hält man sich mit Vorliebe an Defreggers beliebte Genrebilder. Nur besonders kritisch Veranlagte bemerken zuweilen, daß Defreggers ach so schmuckvolle Tirolertypen nur auf dem Theater, nirgends aber im Lande zu erblicken sind. Schließlich darf auch noch als gemeiniglich bekannt angenommen werden, daß das südlichste Südtirol von Italienern bewohnt wird.

Wer mit dieser Bädekerweisheit Tirol durchwandert, dem kann das Land freilich nichts anderes geben, als die Fernschau von seinen Gipfeln, die frische Butter und die echten Koschatlieder der Nationalsänger. Dem erzählen weder Städte noch Dörfer ihre bis ins fernste Grau der Heidenzeit zurückreichende Geschichte, für den sind die Zäune am Wege, die Kapellen und Bildstöcke, die Gehöfte und Stadel, die stillen Wege und Straßen, diese Träger uralter Kultur, stumme Zeugen aus der Vergangenheit, der hört nicht der seltsamen Sagen und Legenden Berichte über eine Zeit, da die Täler Tirols noch von Urwäldern bedeckt waren, über die Hochalpen sich unendliche Zirbelhaine erstreckten und dort, wo heute schauerliche Kaare ihre lebensvernichtenden Schuttzungen herabstrecken, saftige Grasweiden ihre grünen Teppiche auslegten.

Daß die Berge Tirols, wie die Alpen überhaupt, schon in vorrömischer Zeit bewohnt waren, ist durch zahlreiche Funde, die bis in die Bronzezeit, ja zum Teil bis in die Steinzeit zurückreichen, sichergestellt. Über die Frage jedoch, welcher Rasse die ersten Bewohner angehörten, herrscht unter den Forschern großer Streit. Da es früher sehr beliebt war, Urvölkern, deren Abstammung man nicht festzustellen vermochte, keltische Stammeszugehörigkeit anzudichten, so reihte man auch lange Zeit die Urbevölkerung Tirols unter die Kelten ein. Zu dieser Ansicht bekennen sich aber heute nur mehr ganz wenige. Die neueren Forscher führen je nach ihrer Fachzugehörigkeit eine kleinere oder größere Zahl von Gründen dafür ins Treffen, daß Tirol einstmals von Etruskern, Ligurern, Pelasgern, Venetern bewohnt gewesen sei, ja in neuester Zeit ist auch die Meinung aufgestellt worden, daß die Bevölkerung Tirols

mit demselben kaukasischen Volksstamme identisch sei, der die Berge Albaniens bewohnt. Selbst die Hypothese, daß die Urbewohner der Alpen einer den semitischen Völkern nahestehenden Rasse angehört hätten, hat Verfechter gefunden. Da es vermutlich bei dem „Gotteswort und Gelehrtenstreit, dauern fort in Ewigkeit" für absehbare Zeit sein Bewenden haben dürfte, so genügt es für unseren Zweck zu wissen, daß die Rassezugehörigkeit der Urbevölkerung Tirols in wissenschaftliches Dunkel gehüllt ist. Genauere Nachrichten sind uns erst aus der Blütezeit der Römerherrschaft in Italien zugekommen. Aus den Aufzeichnungen römischer Geschichtsschreiber wissen wir, daß die Römer mit der Nachbarschaft der wilden Alpenvölker lange Zeit hindurch große Anstände hatten, weil diese häufig verheerende Raubzüge über die Nordgrenzen unternahmen. Nachdem wiederholte Strafexpeditionen erfolglos geblieben waren, entschloß man sich in Rom, die „Räter", das war der römische Sammelnamen für diese Bergvölker, ein für allemal zu unterwerfen. Im Jahre 15 v. Chr. marschierte eine römische Invasionsarmee unter Drusus in Tirol ein, schlug die Räter in einer Reihe von erbitterten Gefechten, erstürmte ihre Ringburgen und befestigten Dörfer und drang entlang der Etsch bis in die heutige Gegend von Meran und von dort durch den Vintschgau bis an den Bodensee, wo sie sich mit der zweiten römischen Armee, die durch die Schweiz vorgerückt, vereinigte. Nachdem schließlich auch der Widerstand Nordtirols besiegt worden war, wurde das gesamte eroberte Gebiet als Provinz Rätien mit der Hauptstadt Augusta Vindelicorum (heute Augsburg) dem römischen Reiche angegliedert.

Die Römer begannen nun sofort die neue Provinz auch kulturell dem Reiche einzuverleiben. Nicht nur, daß sie prächtige Heerstraßen, von denen noch später die Rede sein wird, bauten, an wichtigen strategischen Punkten Forts anlegten und darin ständige Besatzungen unterhielten, sie siedelten auch römische Kolonisten aus dem Reiche an der Stelle der zerstörten Räterdörfer an. Die Fruchtbarkeit des südtiroler Bodens und das prachtvolle, milde Klima waren wohl die Hauptursachen, daß die Kolonisierung der neuen Provinz so überraschend schnell gelang. In ganz kurzer Zeit blühte nicht nur eine Reihe römischer Ortschaften und Städte empor, es entstanden auch in besonders gün-

stigen Lagen, so im Mittelgebirge zwischen Meran und Bozen auf den Hügeln von Überetsch, an den Lehnen von Neumarkt große Villenkolonien reicher römischer Familien, die aus der Glut des italienischen Sommers in die Alpen flüchteten. Tiroler Obst und Tiroler Wein wurde hochberühmt. Vier Jahrhunderte blieben die Römer Herren des Landes. In dieser Zeit entstanden Tridentum (das heutige Trient), Pons Drusi (Bozen), Maja (Mais bei Meran), Sabionae (Säben bei Klausen), Brichsna (Brixen), Vipitenum (Sterzing), Matrejum (Matrei), Veldidena (Wilten bei Innsbruck), Lonicum (Lienz), Prissianum (Prissian) und viele andere kleinere Ortschaften, deren lateinische Namen sich mehr oder weniger verändert bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Es ist nicht anzunehmen, daß in der Zeit der Römerherrschaft eine bemerkenswerte Vermischung der Rassen stattgefunden hat. Ebensowenig wie sich heute die Kolonialpolitik treibenden Nationen, die Engländer, Franzosen und Deutschen, mit der Bevölkerung der Kolonien vermischen, sind die römischen Ansiedler in den Rätern aufgegangen. Die Bewohner eroberter Provinzen waren sowohl in rechtlicher wie auch in sozialer Beziehung den römischen Staatsangehörigen untergeordnet. Mischehen sind Ausnahmefälle geblieben, um so mehr, als die rätische Bevölkerung das ackerbautreibende, bäuerliche, die römische hingegen das städtische Element bildete. War also auch während dieser vier Jahrhunderte römischer Verwaltung von einem Assimilationsprozesse zwischen der rätischen Urbevölkerung und dem italienischen Herrenvolk keine Rede, so färbte das Römertum doch im Laufe der Zeit stark ab. Am stärksten machte es sich auf sprachlichem Gebiete bemerkbar. Das alte rätische Idiom wurde im Laufe der Jahrhunderte zwar nicht vollständig, aber doch so stark romanisiert, daß eine selbständige Mischsprache, das Rätoromanische oder Rätoladinische daraus entstand. Dem gleichen Vorgang verdankt ja auch das Spanische, Französische, Rumänische sein Entstehen. Das Rätoladinische hat sich in Tirol und in einigen Teilen der Schweiz, die gleichzeitig mit Tirol unter römische Herrschaft kamen, bis zum heutigen Tage erhalten, und zwar wird es in Tirol kurzweg als „Ladinisch“, in der Schweiz als „Romanisch“ bezeichnet. Für unser Thema ist es von Wichtigkeit festzuhalten, daß die Romanisierung der rätischen Sprache nicht gleichbedeutend

war mit der Romanisierung des Volkes. Gerade der Umstand, daß das Lateinische nicht zur Verkehrssprache in Tirol wurde, sondern daß es nur äußerlich auf die alträtische Aussprache abfärbte, bildet den sicheren Beweis, daß die rätische Bevölkerung sich in überwiegender Mehrheit befunden und als Rasse erhalten hat.

Die Stürme der Völkerwanderung fegten das römische Reich hinweg und damit auch die römische Herrschaft in Rätien. Damals mag die Bevölkerung Tirols recht schlimme Zeiten mitgemacht haben. Germanische Völkerschaften durchzogen, alles vernichtend, wiederholt das Land. Zuerst die Ostgoten, die unter Theodorich Südtirol bis zum Brenner hinauf besetzten, Trient mit neuen Mauern umgaben und in stetem erbitterten Kampfe mit den in die hintersten Täler geflüchteten rätischen Bergbewohnern lagen.

Diese gefährlichen Reckenfahrten der kampffrohen Goten, aber besonders des „degens so vermezzen, der was geheizen Dietrich" sind in dem Heldengedichte von Laurins Rosengarten der Nachwelt überliefert worden. Aber die Herrlichkeit der Goten dauerte nicht lange. Von den Byzantinern 553 aus allen festen Plätzen geworfen, auf das Haupt geschlagen und zersprengt, flüchteten die letzten Reste des gotischen Volkes die Etsch entlang in die Berge, wo sie erst in schwer zugänglichen Seitentälern, dem Ultental, Sarntal und Passeiertal Sicherheit und Ruhe fanden und sich, hochstämmig, hellfarbig, geradsinnig bis auf den heutigen Tag unvermischt erhalten haben.

Die Byzantiner kamen kaum dazu die Früchte ihres Sieges zu ernten. Denn die Langobarden entrissen ihnen wenige Jahre später Oberitalien und damit auch die Herrschaft über Rätien.

Schon vorher waren die Alemannen und Bajuvaren in Nordtirol eingedrungen und hatten dieses, aller römischen Garnisonen entblößte Land an sich gerissen. Die Bajuvaren rückten sogar ins Eisaktal bis gegen Klausen nach Süden vor, wo sie beim Heselinenbrunnen einen großen Sieg über die römischen Besatzungstruppen errangen, dessen Gedächtnis sich in der Volkssage bis heute erhalten hat. Als die Völker Europas endlich wieder zur Ruhe gekommen waren, lagen die Verhältnisse in Tirol so:

Den Süden behaupteten bis zur heutigen Sprachgrenze bei Salurn herauf die Langobarden, den Nordosten die Bajuvaren, den Nordwesten die Alemannen. Die neuen Eroberer hielten aber

nur die Hapttäler und die schönsten und fruchtbarsten unteren Hänge besetzt. In die unzugänglichen Seitentäler und in die oberen Höhen hatten die Räter sich geflüchtet und bauten dort ihre nun schon zum zweitenmal verwüsteten Wohnstätten neuerdings auf. Bei dieser Verteilung ist es im großen und ganzen bis heute geblieben. Nur daß langsam, Jahrhundert um Jahrhundert, unter dem Einflusse der deutschen Vorherrschaft die rätische Urbevölkerung mehr und mehr ihre Sprache und vielfach auch Vätersitte und Väter Brauchtum verlor. In Südtirol hingegen drang ebenso langsam das Italienische vor. Nicht durch die Räter, sondern durch die Langobarden begünstigt. Denn diese hatten, kaum in Oberitalien fest angesiedelt, alsobald begonnen, ihre Muttersprache gegen das Römische einzutauschen. Das Versinken dieses prächtigen deutschen Volkes im Romanentum gehört zu den traurigsten Kapiteln deutscher Geschichte. Durch die Langobarden ist das Römische denn auch nach Südtirol eingedrungen und hat nach und nach den zähen Widerstand des Rätoladinischen gebrochen.

Im 8. Jahrhundert dürfte man in Tirol noch ziemlich allgemein rätoladinisch gesprochen haben, im 15. Jahrhundert sprach man es noch in allen Seitentälern, im 17. im ganzen Vintschgau. Heute spricht in Tirol nur mehr die Bevölkerung der vier großen Dolomitentäler die alte Vätersprache, nämlich die Bewohnerschaft von Gröden, Buchenstein, Fassa und Ampezzo. Für diese Alttiroler hat sich der Name Ladiner eingebürgert, während man ihre Sprache kurzweg als das Ladinische bezeichnet.

Wir kommen daher zum folgenden Schlußergebnis über die heutige Bevölkerung Tirols:

Tirol wird zum weitaus größten Teile von einer Bevölkerung nichtdeutscher Abstammung bewohnt, die jedoch bis auf kleine Reste ihre eigene Sprache aufgegeben und an deren Stelle in Nord- und Mitteltirol das Deutsche, in Südtirol das Italienische angenommen hat. In den Städten und Ortschaften an der großen Durchzugsstraße von Deutschland nach Italien war die Bevölkerung rein deutsch, inwieweit eine Vermischung oder Verschiebung stattgefunden hat, ist bei dem vielseitigen Zu- und Abgang nichtdeutscher Bevölkerung schwer zu entscheiden. Das Unterinntal von Kufstein bis Schwaz weist rein bajuvarische Bevölkerung auf, das Lechtal und das westliche Vorarlberg rein alemannische.

Dieser knappe historische Rückblick war nötig, um manche Eigenarten und scheinbare Widersprüche in der Anlage der Tiroler Städte erklären zu können. Allerdings ist der Hausbau nicht allein der Niederschlag bestimmter nationaler Eigenschaften, da auch lokale Verhältnisse, so insbesondere die Eigenheit des Klimas und Baugrundes, Mangel oder Überfluß an gewissen Baumaterialien, ja teilweise sogar die Volkszugehörigkeit des Baumeisters von bedeutendem Einfluß sind. Doch wird im allgemeinen der bajuvarische Unterinntaler, wie immer er baut, sich bemühen, *sein* Haus mit allen durch die Gewohnheit der Geschlechter ihm ins Blut gewachsenen Eigenheiten erstehen zu lassen, wie der Italiener, wenn irgend möglich, auch im Norden von der Würfelform und dem Flachdache nicht abgeht.

Die Entwicklung des Städtewesens in Tirol

Strenger als im Flachlande ist im Gebirge der Verkehr an Wege und Straßen gebunden. Im Flachlande mag es wohl zuweilen vorgekommen sein, daß eine Stadt entstand, die erst nachträglich an das bestehende Straßennetz angeschlossen wurde. In den Alpen war dies ausgeschlossen. Städte konnten nur dort entstehen, wo bereits eine vollausgebaute Straße den Verkehr ermöglichte. Solcher Straßen gab es seit den Römerzeiten her drei: Die älteste führte der Etsch entlang aufwärts, bog bei Bozen in den Vintschgau ab und führte durch diesen über die Höhe von Reschen nach Landeck und von dort über den Arlberg zum Bodensee. Die zweite zweigte bei Bozen von der ersten ab, stieg über den Ritten nach Klausen, um von dort über den Brenner nach Veldidena, dem heutigen Wilten bei Innsbruck, zu führen. Von hier aus setzte sie sich einerseits durch das Inntal bis Passau und andererseits über die Scharnitz nach Augsburg fort. Dies war die „rechte Landstraßen aus dem Reiche deutscher Nation in Italia und Venedig". Die dritte große Heeresstraße der Römer lief von Brixen durch das Pustertal über Aguntum (Innichen) und Lonicum (Lienz) nach Aquileja. Über anderthalbtausend Jahre ist es bei diesen Straßen geblieben. Erst das vergangene Jahrhundert hat sich zur Anlage von neuen Straßenzügen aufgerafft, die ebenso wie jene der Römer hauptsächlich militärischen Erwägungen ihr Entstehen verdankten.

Die Entwicklung der weltlichen Herrschaft in Tirol vollzog sich von dem weitgehendsten Föderalismus sehr langsam und durch viele Jahrhunderte zum Zentralismus. Die Besetzung Tirols durch verschiedene germanische Stämme stand der Bildung einer Zentralgewalt von Anfang an hinderlich entgegen. Infolge der fortwährenden gegenseitigen Befehdung der Bajuvaren, Langobarden und Alemannen gelang es schließlich den Franken, die Oberherrschaft über die Tiroler Herzogtümer an sich zu reißen und die ihnen unbequemen Herzogschaften in zahlreiche Gaugrafschaften aufzulösen, die im Laufe der Zeit mehr oder weniger selbständig wurden. Da den kleinen Grafschaften die Kraft zu starkem Widerstande fehlte, so gerieten sie vielfach unter die Herrschaft

auswärtiger Potentaten, bis unter den übriggebliebenen sich schließlich die Grafen von Tirol teils durch Gewalt, teils durch Heirat und Erbschaft die unbestrittene Hegemonie sicherten. Aber erst unter Kaiser Maximilian erreichte die Grafschaft Tirol durch Erwerbung des Pustertales, der Herrschaften des Unterinntales und der Städte Riva und Rovereto sowie Ampezzos annähernd den heutigen Umfang.

Bei dieser verschiedenen politischen Zugehörigkeit kann von einer einheitlichen Städteentwicklung keine Rede sein. Während bei einzelnen Tirolerstädten eine formelle Erhebung zur Stadt überhaupt nicht nachweisbar ist, sie vielmehr seit jeher Stadttitel und Stadtrechte in Anspruch genommen zu haben scheinen, fällt bei den anderen der Erhebungsakt zur Stadt in die Zeit um das 12. Jahrhundert. Als Vorbedingung zur Stadterhebung galt die Befestigung des Ortes, die Aufführung von Graben und Mauer. Die Stadtrechte sind entsprechend dem Verleiher und der Verleihungszeit verschieden. Eigene Gerichtsbarkeit, Zoll- und Mauteinnahmen, das waren die wichtigsten Stadtrechte, zu denen sich dann oftmals das Recht der Selbstverwaltung, gewisse Zollfreiheiten und andere Privilegien gesellten. Manche Freiheiten gingen freilich viel weiter. So hatte Innsbruck von Herzog Otto II. das Recht erhalten, den Stadtrichter selbst zu wählen, König Heinrich erweiterte dies 1329 sogar so weit, daß er selbst für Edle das Hofrecht auf Innsbrucker Boden aufhob und sie dem Gerichte der Innsbrucker Bürger unterstellte. Außerdem bestimmte er, daß die Innsbrucker Bürger das Recht hätten, jeden ihrer Schuldner, sobald er das Stadtgebiet betrat, an Person und Gut ohne weiteres Verfahren zu pfänden.

Der Wert des Stadtrechtes begann aber vom 15. Jahrhundert ab rasch zu sinken. Schon früher gab es Ortschaften, die von dem angebotenen Stadtrechte keinen Gebrauch machten. So lehnte die Bewohnerschaft des Marktes Imst das Angebot König Heinrichs von Böhmen, ihr das Stadtrecht von Innsbruck zu verleihen gegen die Verpflichtung, den Ort mit Türmen und Mauern zu umgeben, ab, obwohl ihr außerdem noch die Erlassung aller landesfürstlichen Steuern durch zehn Jahre in Aussicht gestellt worden war.

Ein Hauptgrund, der sich der Weiterentwicklung des Tiroler Städtewesens hinderlich in den Weg stellte, war die bevorzugte

Stellung der Marktorte, denen die Landesfürsten sehr weitgehende Privilegien, die in ihrem praktischen Werte zuweilen den Rechten der Städte gleichkamen, sie manchmal wohl sogar noch übertrafen, einräumten. Begreiflich, daß es sich die Bürgerschaft solcher Orte zweimal überlegte, die hohen Kosten der Umwallung und Befestigung auszulegen. Seither ist die Bezeichnung „Stadt" zum bloßen Titel herabgesunken, dessen Erlangen keinen anderen Vorzug als die Befriedigung der Eitelkeit der Bewohner, sich Städter nennen zu dürfen, gewährt. Nachdem durch beinahe fünf Jahrhunderte keine Stadterhebung in Tirol mehr erfolgt war, wurden im Jahre 1899 die beiden Marktorte Imst und Schwaz zu Städten erhoben, ohne daß damit irgendwelche besondere Vorrechte zur Verleihung gekommen wären.

Lage und Gestalt

Im vorhergehenden Abschnitte wurde bereits ausgeführt, daß Tirol vom 4. Jahrhundert bis zum 19. Jahrhundert auf die Straßen angewiesen war, die die Römer durch das Land gezogen hatten, um eine sichere Verbindung mit den nördlich der Alpen gelegenen Provinzen herzustellen. An diesen Straßen entstanden nun, zumeist an wichtigen Kreuzpunkten oder Flußübergängen, römische Ansiedlungen, die zwar beim Einbruch der germanischen Stämme meist zerstört worden sein dürften, später aber infolge der günstigen natürlichen Lage und der zum Teile gewiß noch benützbaren Bauwerke, Umwallungen, Wasserleitungen, Grundmauern u. dgl. von der siegreichen germanischen Bevölkerung wieder aufgebaut wurden. An der großen Heerstraße von Italien nach Innsbruck und von da nach Augsburg und Passau liegen heute die Städte: Ala, Rovereto, Trient, Bozen, Brixen, Klausen, Sterzing, Innsbruck, Hall, Rattenberg, Kufstein und Vils; dann an den Römerstraßen durch den Vintschgau und das Pustertal: Meran, Glurns und Bruneck, Lienz. Es liegen also von den ehemaligen 19 Tirolerstädten 16 an den alten Römerstraßen, zwei weitere, Arco und Riva, auf dem alten römischen Kulturlande am Nordufer des Gardasees, und nur eine einzige, nämlich Kitzbühel, liegt abseits. Von den meisten erscheint mit Sicherheit nachgewiesen, daß sie ihr Entstehen einem römischen mansio oder castellum verdanken. Man vermag bei den meisten ohne viel Mühe zu ergründen, warum die Römer gerade diese Stelle zur Anlage einer Garnison für geeignet hielten.

In den Bergen muß auf eine günstige örtliche Lage, die eine Verteidigung zuläßt, mehr Rücksicht genommen werden als in der Ebene, in der sich durch Wälle und Graben schließlich jeder Ort verteidigungsfähig gestalten läßt. Daneben kommen wie überall Flußübergänge als wichtige strategische Punkte in Betracht. So ist Trient aus einem römischen Kastell auf dem Doß Trento, einer Felskuppe mitten im Etschtale, entstanden (Abb. 4). Das kleine Städtchen Ala (Abb. 7) sperrte die Klause ab, welche die Etsch bei ihrem Durchbruch durch die Voralpen bildet, Rovereto (Abb. 2), dessen römischer Ursprung wahrscheinlich, aber nicht sicher ist, lehnte sich wohl an den befestigten Schloßberg an, Bozen (Abb. 3)

2*

entstand zwar nicht an der Stelle der Pons Drusi, die sich in der Gegend des heutigen Sigmundskron befunden haben dürfte, sondern etwas nördlich davon, in der durch Eisak und Talfer gebildeten Landspitze. Ganz abgesehen davon, daß die damals noch vorhandenen, höchst ungesunden Etschsümpfe (unter deren Miasmen später die Burg Sigmundskron so schwer zu leiden hatte) die Anlage einer größeren Ortschaft neben der Pons Drusi unratsam, wenn nicht unmöglich machten, lagerte sich Bozen unmittelbar vor die Straße über den Brenner und sperrte diesen wichtigen Übergang gänzlich ab. Auf dem Felsriff ober Klausen (Abb. 1) stand wahrscheinlich schon eine rätische Ringburg, sicher ist, daß dort ein starkes Römerfort die vom Ritten herabkommende Brennerstraße deckte. Das heutige Brixen (Abb. 5), das jedenfalls schon vorrömischen Ursprungs sein dürfte, liegt an der Gabelung des Puster- und Eisaktales, am Knotenpunkte der nach Aquileja abzweigenden römischen Militärstraße. Das alte Vipitenum, an dessen Stelle heute Sterzing (Abb. 6) sich erhebt, bildete offenbar die letzte Etappenstation vor dem Brennerpaß, dem auf der Nordseite das alte Matrejum, heute Matrei (Abb. 8), entsprach, während das befestigte Veldidena den Abstieg der Brennerstraße in das Inntal und gleichzeitig die dortige Gabelung der Heerstraße zu überwachen hatte. Daß der Schloßfelsen von Rattenberg (Abb. 9) und Kufstein (Abb. 11) bereits von den Römern befestigt worden war, wird von Geschichtsforschern behauptet und erscheint glaubwürdig. Jedenfalls ist die Lage beider Städte eine offensichtlich strategische, ebenso wie die des Vintschgauer Städtchens Glurns (Abb. 17), das den Übergang über den Reschenpaß und wohl auch den uralten Rätersaumweg durch das Münstertal und den Ofenbergpaß decken sollte. Ebenso wie das alte Maja, an dessen Stelle sich später die Stadt Meran (Abb. 10) erhob, als Etappenstation am Fuße des Talanstieges in den Vintschgau von großer Bedeutung war. Auf dem Boden vorrömischer Ansiedlungen steht das heutige Bregenz, das seinen Namen von der römischen Straßenstation Brigantium ableitet (Abb. 12). Nur ganz wenige Tiroler Städte vermögen ihre Lage auf andere Gründe zurückzuführen, wie z. B. die Nordtiroler Salinenstadt Hall (Abb. 18), die Landeshauptstadt Innsbruck (Abb. 13), die keineswegs aus dem alten Veldidena, dem späteren Wilten (Abb. 14), das ein gut Stück süd-

licher lag, entstanden ist, der Bergwerksort Schwaz (Abb. 15) und andere. Die Stadt Feldkirch (Abb. 16) dürfte eine rein alemannische Gründung sein.

Einige der aus früheren römischen Soldatenlagern entstandenen Ortschaften zeigen diesen Charakter noch sehr deutlich. Ich möchte zwar die von mehreren Seiten aufgestellte Behauptung, daß man aus der Straßenführung noch die Linien der Zeltaufstellung in den römischen Lagern rekonstruieren könne, als zu weitgehend zurückweisen; denn da müßte man annehmen, daß die Legionen auch in den ständigen Castra dauernd unter Zelten gelagert haben, was bei dem rauhen Gebirgsklima ganz bestimmt nicht der Fall war und dann, daß nach und nach die Zeltreihen in Häuserreihen umgebaut wurden, ein Vorgang der ganz undenkbar ist. Immerhin aber wird die geschlossene stramm frontale Bauweise des nichtbefestigten Marktortes Matrei (Abb. 8) auf römische Anlagen zurückzuführen sein, da sie der bajuvarischen offenen Bauweise, die jedes Haus von dem anderen gesondert hinstellt, wie auch der rätoladinischen gleich fremd ist.

Aber auch dort, wo keine Rücksicht auf Verteidigung vor dem menschlichen Feind zur Anlage der Ortschaft auf oder um einen Felsriff nötigt, baut der rätoladinische Tiroler gerne den Berg hinauf. Meist ist es die drohende Wassergefahr, die dazu ratet, vielfach auch der Umstand, daß es sich auf den Berglehnen trockener und sonniger wohnt als in der Talsohle.

In solchen Fällen diktiert das Terrain die Anlage und läßt für die Richtung, Anlage und Breite der Straßen und Gassen meist nur einen sehr kleinen Spielraum. Beispiele solcher um eine Felsenburg gedrängter Städteanlagen geben Klausen (Abb. 19) und Kufstein, „Coafstein" genannt (Abb. 20). Planmäßige Stadtanlagen hingegen zeigen Innsbruck, dessen Achse die vor der landesfürstlichen Residenz entspringende Brennerstraße bildet (Abb. 13) und Bozen, dessen Straßenführung im Jahre 1703, wenn man den zeitgenössischen Stichen (Abb. 21 u. 22) Glauben schenken darf, als eine musterhafte bezeichnet werden muß.

Übrigens ist es gerade die von unserer Zeit viel bekrittelte Hügelanlage der Städte, die diesen nicht nur ein wohlgegliedertes, rasch übersichtliches und malerisches Ansehen verleiht, sondern auch die Möglichkeit terrassenartiger Aufstellung der Häuser gibt,

wobei jedem einzelnen Hause freie Aussicht, sowie ein gutes Stück Licht und Sonne gesichert werden kann. Voraussetzung hierfür ist allerdings voraussehender Weitblick der zum Entwurf des Bebauungsplanes berufenen Behörden, worin es in Tirol bedauerlicherweise vielfach noch heute mangelt. So wurde das sonnenreiche, prächtige Plateau von Hötting, nördlich Innsbrucks, das bei zielbewußter Bebauung ein zweites Obermais hätte werden können, derart regellos und wüst mit einem Durcheinander von Zinskasernen, Villen und öffentlichen Bauten belegt, daß es wohl für immer verlorenes Terrain bleiben wird.



1. Klausen mit Säben



2. Rovereto

5. Bozen gegen Süden

4. Trient mit Doß Trento



5. Brixen



6. Sterzing

7. Ala

8. Straße in Matrei



9. Rattenberg: Stadtplatz



10. Meran



11. Kufstein



12. Bregenz



13. Innsbruck gegen Süden



14. Wilten bei Innsbruck



15. Schwaz



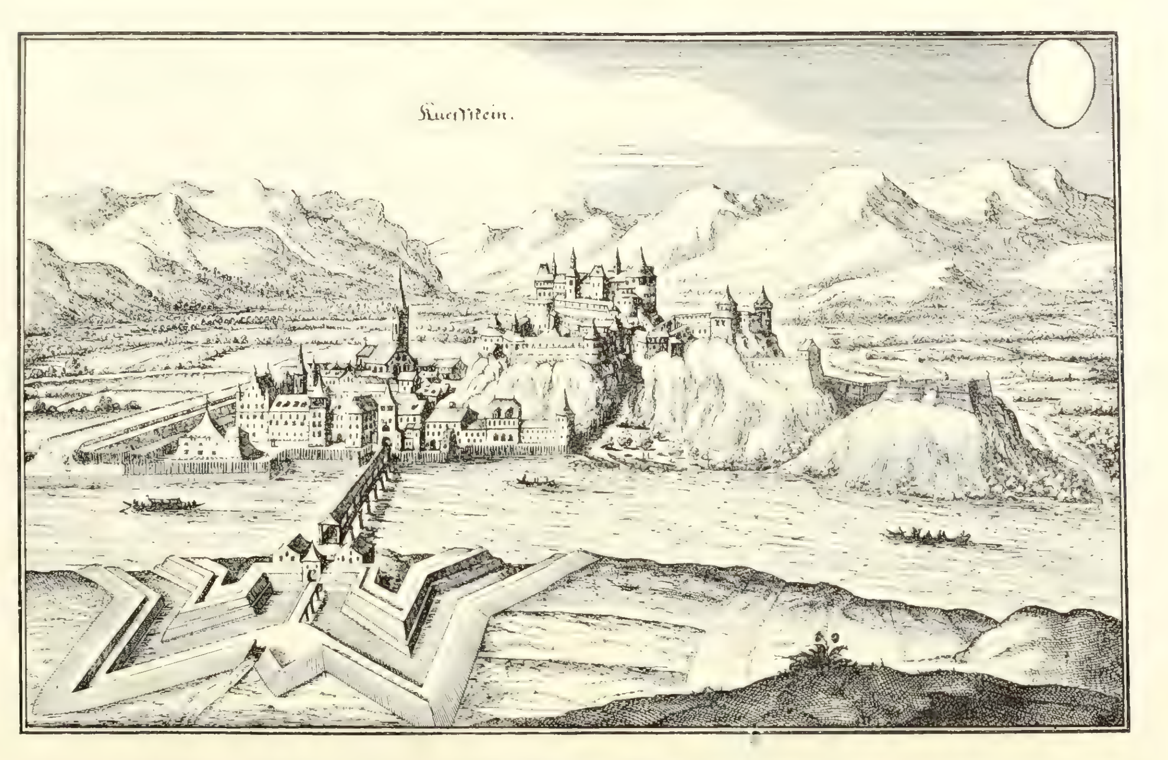
16. Feldkirch

17. Glurns

18. Hall gegen Norden



19. Klausen und Kloster Säben um 1649
(Nach Mathias Merian)



20. Kufstein um 1649
(Nach Mathias Merian)

21. Bozen um 1610



22. Bozen anno 1649



23. Innsbruck im Jahre 1565
(Nach dem Fresko im Palazzo vecchio zu Florenz)

Die Lage der Stadt in der Landschaft

In der Ebene und im Hügellande bilden die über das Häusermeer herausragenden weltlichen und kirchlichen Prachtbauten mit ihren Giebeldächern, Türmen und Kuppeln die Silhouette der Städte. Nur selten trifft dies auch in Gebirgsgegenden zu. Hier werden Giebel, Türme und Kuppeln von den Riesen der Bergwelt überragt, die ihre gewaltigen Häupter im Hintergrunde der Ortschaften erheben, zuweilen sich auch kulissenartig an ihre Seite schieben. Das Auge des Beschauers, nach den charakteristischen Umrissen der Ortschaft sehend, bleibt nicht an den Linien der Gebäude haften, sondern schweift unwillkürlich weiter hinauf bis dort, wo der Berggrat sich vom Himmel abgrenzt. Berg und Stadt sind eins, gehören zueinander und bleiben auch in der Erinnerung des Beschauers untrennbar miteinander verbunden. So gehört zu Innsbruck nicht als Hintergrund, sondern als wesentlicher, nicht wegzudenkender Bestandteil der Stadt selbst, die in den Himmel hinaufragende Kette des Sollsteingebirges, die den majestätischen, unvergleichbaren Abschluß der Maria-Theresienstraße bildet (Abb. 24). Gegen diese gewaltige Konkurrenz kann selbst der Innsbrucker Stadtturm, einer der schönsten mittelalterlichen Türme, die



24. Innsbruck: Maria-Theresia-Straße



25. St. Ulrich in Gröden



26. Cortina d'Ampezzo



27. Bozen gegen Osten

in deutschen Landen weit und breit zu schauen sind, dieser eisengewappnete ernste Ritter nicht aufkommen. Könnte man die Innsbrucker Nordkette hinter das hunderttürmige Prag stellen, so würde sich zeigen, daß gegen die gewaltige Umrißwirkung der Berge sich auch die wundervollste aller Stadtsilhouetten nicht abzuheben vermag Eine ähnliche Wirkung beobachtet man ja auch bei den am Meere gelegenen Städten. Auch sie sind mit dem Wasser zu einer untrennbaren Einheit im Laufe der Jahrhunderte verwachsen und ohne dieses gar nicht denkbar.

Neben Innsbruck, das mit Bozen wohl das großartigste Beispiel dieser Silhouettenwirkung des Gebirges darstellt, sei noch besonders auf St. Ulrich (Abb. 25), den Hauptort des Grödentales, der durch das Quadermassiv der Sella und die Gotik des Langkofels beherrscht wird, auf Mals (Abb. 28) mit dem Ortlergipfel im Hintergrunde, auf den Hauptort des Ampezzanertales Cortina (Abb. 26), dessen grandiose Kulissen die Wände der Tofana bilden, auf Gossensaß (Abb. 29), das von dem Gletschergrund des Pflerschtales seine wirksame Szenerie erhält, hingewiesen. Der einzig schöne Bergabschluß von Bozen, der sich dem Panorama von Innsbruck gleichwertig an die Seite stellen kann, die Wunderwelt des Rosengartens (Abb. 27), ist jedem, der einmal Südtirol besuchte, unvergeßlich.

Zuweilen drängt sich dem Beschauer ganz unwillkürlich die Frage auf, ob nicht auch insofern eine Wechselwirkung zwischen Gebirge und Ortschaften nachzuweisen ist, als die Menschen ihre Bauten bewußt oder unbewußt dem Charakter der Berglandschaft angepaßt haben. Dieses Empfinden geht zuweilen so weit, daß man versucht ist zu behaupten, daß die Ortschaften geradezu den Stil der Bergformen wiedergeben.

Ich glaube, daß die Frage mit Recht bejaht werden kann. Sie erklärt sich auch, ohne daß man unseren Vorfahren ein besonders feingeartetes Stilgefühl oder Naturempfinden zuschreiben müßte, ganz einfach daraus, daß das Baumaterial aus demselben Gestein entnommen wurde und daher im kleinen die Eigenart, die es im Gebirge im großen zeigt, widerspiegelt. Besonders deutlich tritt dies bei jenen Ortschaften Wälschtirols hervor, deren Häuser aus unverputzten Bruchsteinen der dahinter aufsteigenden Felswände gefügt, so aus dem Berge hervorgewachsen anmuten,

28. Mals mit Ortler

29. Gossensaß

30. Mori

31. Schenna bei Meran



32. Bozen: Obstmarkt gegen Süden

daß uns das Gefühl, Bauten aus Menschenhänden gegenüberzustehen, gänzlich entschwindet.

In der Photographie läßt sich diese verblüffende Anpassung in Ermangelung der Farbtöne nur unvollkommen zeigen, wie z. B. in dem Bilde von Mori (Abb. 30). Geht so bei größeren Orten der eigne Umriß unter dem Eindrucke des Berghintergrundes gänzlich verloren, so macht der aufmerksame Beschauer die Beobachtung, daß sich bei kleineren Ortschaften oftmals, bei Bergdörfern fast immer, der Umriß der Kirche, besonders aber des Kirchturmes erfolgreich gegen den Berghintergrund zur Wehr setzt. So springen die Kirchtürme von Kaltern (Abb. 35), Schenna (Abb. 31), Cortina (Abb. 40), sowie die Kirchen von Bruneck (Abb. 33), Reutte (Abb. 34) und Schwaz (Abb. 15) recht wirksam aus dem Berghintergrunde heraus.

Setzt man auch einen guten Teil der Harmonie, mit der sich die Ortschaften der vergangenen Jahrhunderte dem Landschaftsbilde anpassen, auf die Wirkung der Zeit, die ihre Härten abge-



53. Bruneck

stumpft, ihre Grellheiten gemildert, ihre Torheiten ausgemerzt hat, so bleibt doch immer noch viel feines, abgeklärtes Empfinden für die Wirkung der Bauten und für ihre imponderabilen Beziehungen zur Natur übrig, das den Baumeistern unserer Zeit sehr häufig mangelt. Daher auch die traurige Verunstaltung vieler schöner Landschaftsbilder durch stilwidrige, manchmal geradezu absurde Bauwerke. Ich erinnere hier den Kenner Tirols nur an die Kirchenneubauten von Sulden und Hötting, an die neue Hoferkapelle im Passeier (Abb. 149), an das Mausoleum in Schenna, an die zahlreichen Hotelkästen, die sich gerade an landschaftlich besonders schönen Plätzen breit machen. Erfreulicherweise ist in den letzten Jahren auch in Tirol ein Umschwung eingetreten und steht zu hoffen, daß die traurige Epoche der Landschaftsschändung und der Städteverunstaltung endgültig vorüber ist. Einzelne Tiroler Städte haben die Idee des Heimatschutzes nicht nur in ihrem konservierenden, sondern auch in ihrem fortbildenden Teile mit lebenswarmem Eifer aufgegriffen und geben den übrigen gutes Beispiel. Allen voran die alte Patrizierstadt an der Talfer, das traditionenstolze Bozen, dessen Bauamt, wovon noch später die Rede sein wird, Mustergültiges geleistet hat.

34. Reutte



35. Kaltern

Bürger- und Bauernstand

Daß Tirol einmal ganz andere Zeiten gesehen hat als heute, das müßte uns die Sprache seiner Bauwerke lehren, wenn es auch nicht in den Chroniken der vergangenen Jahrhunderte ganz haarklein erzählt würde. Auf Schritt und Tritt stoßen wir im ganzen Lande auf zerfallene Edelsitze, in der reichen Weingegend zwischen Bozen und Meran ist beinahe jeder dritte Hof ein alter Adelansitz gewesen. Und wenn wir durch die heute so trostlosen, halb ruinenhaften Ortschaften Wälschtirols, des Nonsberges und Sulzberges wandern, sagt uns jedes Haus, jede Türe, jedes Tor, daß hier einmal Wohlhabenheit und Reichtum an Stelle der heute vorhandenen Armut geherrscht hat. Es ist auch eines der vielen Geschichtsmärchen, die von weltfremden Idealisten kritiklos nachgesprochen werden, daß es dem Bauern seit seiner sogenannten „Befreiung" viel besser gehe, und daß er früher unter dem Drucke der Patrimonialherrschaft so schrecklich geseufzt hätte. Für Tirol ist vielfach das Gegenteil zutreffend. Früher, da war ein wohlhabender Bauernstand der Stolz der Gutsherren, und auch eine notwendige Voraussetzung, damit er die Abgaben und Auflagen zu leisten in der Lage war. Ging es dem Einzelnen einmal schlecht, so fand er beim Grundherrn fast immer Hilfe und Unterstützung. Heute ist der Bauer wohl frei geworden, heute zehntet er nur mehr der Gemeinde und dem Staate, aber heute ist er auch frei ausgeliefert seinen Hypothekargläubigern und keiner ist da, bei dem er in Jahren der Mißernte und des Unglücks ausreichende Unterstützung fände. Wohin ist die farbenprächtige, von Reichtum und Stolz zeugende Tracht verschwunden, die der Bauersmann früher Werktag und Sonntag trug? An ihre Stelle ist der in den Städten ausgemusterte Fabrikschund getreten und der freie Bauer trägt heute die Kleidung des städtischen Hausknechtes und Tagelöhners. Wohin ist die Fülle der Bauernkunst, der Frohsinn des Bauerngesanges, der Reichtum bäuerlicher Heimsitten und Festbräuche?

Auch das Tiroler Bürgertum sah einst ganz andere Tage. Im 15. Jahrhundert, unter den Herzögen Friedrich IV., Sigmund und Kaiser Maximilian wurden in Tirol, namentlich in der Landeshauptstadt, Feste mit außerordentlicher Glanzentfaltung gefeiert, die oft drei bis vier Tage dauerten. Damals erlebte das

Wirtsgewerbe goldene Zeiten, obwohl sich die Hoteliers von heute sehr viel auf ihre große Zimmerzahl zugute tun. Es wird aber unter ihnen nicht viele geben, die, wie einstmals alle größeren Tiroler Gasthöfe, imstande wären, ein halbes Tausend Gäste, dazu 400 bis 500 Pferde in einer Nacht unterzubringen. „Aus den städtischen Freiheiten innerhalb der schützenden Mauern, die dem Fehdegeist der empörten Zeit Trotz boten, blühte gewerbefleißiges Bürgerleben, tätiger Verkehr, Reichtum und Macht. Die Volkszahl stieg ungemein, alle einträglichen Geschäfte des Lebens mehrten sich von Tag zu Tag, die Landedeln eilten in die Städte, in die Nähe fürstlicher Hoftage, aus den Mauern ergoß sich der Überfluß der Bevölkerung in die angrenzenden Gefilde." Das Zunftwesen blühte, fast jedes Gewerbe hatte seine Zunft, die nicht nur wie die heutigen Genossenschaften, diese künstlich wieder erweckten Zünfte, über ihre Rechte, sondern auch über die Tüchtigkeit ihrer Mitglieder wachte. Als Kuriosum sei erwähnt, daß sich in Bozen die Zunft der „Ballenzieher" bis heutigen Tages erhalten hat, während alle anderen Zünfte längst eingegangen sind und erst wieder in unseren Tagen in anderer Form zu einem Scheindasein erwachten. Während Innsbruck als Residenz der Landesfürsten emporblühte, nahm Bozen als Handelsstadt einen ungeahnten Aufschwung. Die Bozner Messen wurden von Kaufleuten aus ganz Europa besucht, das Bozner Bürgertum allmählich das reichste des ganzen Landes. Noch 1838 berichtet der Chronist von ihm: „Die geistige Ausbildung der Herrenstände, die althergebrachte Wohlhabenheit, das daraus hervorgehende Gefühl der Unabhängigkeit gibt den Bozner Bürgern eine entschiedene Charakterphysiognomie, die mit großem Unrechte dem Kurzsichtigen als Stolz, dem Mißwollenden als Übermut gilt, aber keines von beiden ist. Ihr Leben, ihre Häuser, ihre Einrichtungen sind gewählt, ihr Tisch sehr gut bestellt. Sie lieben bei feierlichen Gelegenheiten Mahlzeiten, wo ihre Küche ebenso freigebig ist, als ihr Witz in hellen Funken sprüht, als ihre Gastfreundschaft sich im glänzendsten Lichte zeigt."

Ebenso wie sich damals mit dem Begriffe Stadt bestimmte Vorrechte für deren Bewohner verbanden, so verbanden sich mit dem Worte Bürger besondere Rechte. Die Bürger allein hatten das Recht, sich an den öffentlichen Wahlen zu beteiligen, ein selb-

ständiges Gewerbe zu betreiben und ihre Frauen und Töchter zum Bürgertanze in das Rathaus zu führen. Alle diese Rechte waren dem gewöhnlichen Inwohner, der lediglich geduldet wurde, versagt. Bürger wurde man entweder durch Geburt oder durch Einkauf, falls man sich als Inwohner längere Zeit anständig aufgeführt hatte.

Auch das Handwerk hatte damals noch goldenen Boden, obgleich den Lieferanten von Nahrungsmitteln schärfer auf die Finger gesehen wurde als heute. In dem Ratsprotokolle der Stadt Innsbruck findet sich wiederholt die Bemerkung: „Die Metzger sind alle in den Turm geschafft worden.“ Ebenso strenge ging man gegen Bäcker und Wirte vor, die bei Ausübung ihres Gewerbes einen zu großen Eigennutzen offenbarten. Dafür schätzte man sie aber auch andererseits, wenn sie die Vorschrift ihres Gewerbes gewissenhaft einhielten, höher als heutzutage. Man schämte sich nicht, die wichtigsten Straßen nach ihrer Tätigkeit zu benennen: so gab es in allen Tirolerstädten eine Fleischgasse, Sailergasse, Schlossergasse, Gerbergasse, Müllergasse, Silbergasse, Bindergasse, dazu kam dann noch gemeiniglich die Judengasse und die Pfarrgasse, befand sich eine landesfürstliche Residenz in der Stadt, auch noch die Hofgasse und meist auch die Stallgasse. Diese Namensbenennung deutet aber auch darauf hin, daß man damals in den Städten die einzelnen Gewerbe auf bestimmte Bezirke zusammendrängte, ein äußerst zweckmäßiger Vorgang, der heute nur mehr gegenüber Metzgern und Gemüseverkäufern geübt wird, immerhin aber wieder in das Programm der modernen Städteverwaltung aufgenommen wurde. Nachdem man lange Zeit sich nicht genug über die Rückständigkeit der früheren Städtebewohner wundern konnte, ist man nach und nach darauf gekommen, daß die alten Städter, wenn man von den Mißständen der allzu gedrängten Häuseranlage, die eine unvermeidliche Folge des Befestigungsgürtels war, und der sehr primitiven Abortanlagen absieht, weit zweckmäßiger, schöner und vielfach auch gesünder zu bauen verstanden, als es derzeit in den meisten Städten geschieht. So war die Trennung der Geschäftsstraßen von den Wohnstraßen, diese Forderung der modernen Städtebaukunst, ziemlich allgemein schon durchgeführt. Während die früheren Jahrhunderte aber eine Begründung dafür hatten, daß sie die Straßen so schmal



56. Erkerhaus in Glurns

halten mußten, kann es unsere Zeit nicht begründen, warum in Städten, die in zehntausend Jahren nicht auf eine Millionen=bevölkerung rechnen können, wie z. B. Innsbruck, Straßen von einer Breite angelegt werden, die für den Verkehr einer Großstadt genügten und die wie ausgestorben erscheinen mit den paar Menschen, die in ihnen herumirren. Dazu womöglich noch vornheraus drei Meter breite, von einem gewaltigen Eisengitter geschützte Vorgärten, in denen einige kümmerliche Sträucher einen aussichtslosen Kampf gegen Wind, Straßenstaub und herum=fliegende Papiere führen, dagegen hintenaus finstere, schmale



37. Malsertor in Glurns

Höfe, in denen die einzelnen Stockwerke sich gegenseitig den Teppichstaub zuklopfen. Die Straßen natürlich linealgerade, womöglich von Süden nach Norden angelegt, so daß der Föhn ohne jede Brechung mit voller Kraft hindurchblasen kann. Mit Recht sagt Josef August Lux, der sich nun schon seit Jahren erfolgreich Mühe gibt, das künstlerische Gewissen der Städteverwaltungen aufzuwecken: „Was uns an der älteren heimischen Bauüberlieferung mit Recht entzückt, ist nicht die äußere Form, sondern die vornehme Baugesinnung, die damals noch Gemeingut war. Bauen heißt bilden. Wie hoch ein Volk zu bilden ist, zeigt sein Bauen."



58. Klausen: Alter Brückenturm

Die Stadtbefestigung

Die Wehrhaftmachung eines Ortes durch Mauern und Türme war eine Voraussetzung der Verleihung des Stadtrechtes, von der es keinen Dispens gab. Denn für die Privilegien, die der Landesfürst, teilweise unter Verzicht auf eigenes Recht, den Städtern geben mußte, wollte er von diesen einen Gegenwert in der Wehrhaftmachung des Ortes empfangen. Je mehr befestigte Orte ein Land aufwies, um so schwerer wurde es einem Feind, es seinem gottgewollten Fürsten zu entreißen. Während im Flachlande fast



39. Hall: Münzerturm

regelmäßig um die Stadtmauer zu deren besseren Schutz ein tiefer Graben angelegt wurde, sah man bei manchen Tirolerstädten mit Rücksicht auf die großen Terrainschwierigkeiten hiervon ab. Gruppierte sich die Stadt, was meist der Fall war, um eine erhöht liegende Burg, so wurde eine doppelte, sogar eine dreifache Mauer erbaut. Eine äußere, die die gesamte Stadt umgab, dann eine innere, die den Burgfelsen verteidigte, und zuweilen eine dritte, die, ein Stück höher postiert, die Burg selbst umgürtete. Eine solche dreifache Ummauerung ist z. B. auf dem Bilde der Stadt Kufstein aus dem Jahre 1649 (Abb. 20) gut sichtbar, ebenso auf dem Bilde



40. Kirchturm in Cortina d'Ampezzo

von Klausen und Säben (Abb. 19). Letzteres war besonders gut geschützt, denn hier mußte zuerst die Stadtmauer, dann die vor dem Aufgang gelagerte Burg Branzoll, hierauf das starke, mit drei Türmen bewehrte Vorwerk auf halber Höhe des Felsens genommen werden, bis der Feind an die höchste, wieder durch Türme und Mauern geschützte Stelle vorzudringen vermochte.

Ein im Palazzo vecchio in Florenz befindliches Fresko (Abb. 23) zeigt sehr anschaulich die Befestigung der Stadt Innsbruck im Jahre 1565, also zu einer Zeit, da man aus Belagerungskanonen bereits Kugeln bis zu 2 Zentner Gewicht und darüber zu schießen



41. Münzertor in Hall

vermochte. Aus dem Bilde ist zu ersehen, daß der Graben, wenigstens auf der dem Innflusse zugekehrten Seite bereits ausgefüllt wurde, und daß längs der Brennerstraße, außerhalb der Stadtmauer bereits eine stattliche Reihe von Häusern entstanden war. Die Stadtumschanzung hat also bereits ihren ursprünglichen Zweck der Verteidigung verloren und dient nur mehr zur Absperrung gegen Landstreicher und fremdes, verdächtiges Volk, sowie zur Kontrolle der Spaziergänge der ehrsamen Bürger. Anno 1239 aber, als die Befestigung angelegt wurde, da konnte man den der Mauer vorgelagerten Graben nur an den vier Toren, die gegen Süd, Ost,



42. Hauptstraße in Sterzing gegen Süden



43. Torturm in Sterzing



44. Feldkirch

West und Nord sich öffneten, auf Zugbrücken passieren. Über den Toren, den schwächsten Punkten der Befestigung, erhoben sich mächtige, wappengeschmückte Türme, die den Torwärtel und in unruhigen Zeiten auch ein Fähnlein gewappneter Knechte beherbergten. Die vier Tortürme zu Innsbruck führten folgende Namen: der Pickenturm, der St. Jörgenturm, der Wappenturm und der Innturm. Die Türme waren durch einen auf der Innenseite der Mauer herumlaufenden Wehrgang, der zur Besetzung der Schießscharten diente, miteinander verbunden. Leider ist keiner der Innsbrucker Tortürme uns erhalten geblieben, obwohl die von ihnen eingeschlossene Altstadt Gott sei Dank unversehrt die gefährlichen Tage der Stadtvergrößerung und Straßenverbreiterung überstanden hat und heute das Kleinod der Innstadt bildet. An der Stadtmauer und auf ihr erhoben sich, als der Graben ausgefüllt und damit die Mauer als Fortifikation aufgelassen wurde, Wohnhäuser, die noch heute dort zu sehen sind (Abb. 49). Auf dem Graben selbst errichteten Schmiede, Schlosser, Wagner, niedere, nach außen offene Schuppen, die sich langsam mit der Vergrößerung der Stadt in geschlossene Gewölbe umwandelten.



45. Cavalese

Schließlich wanderten die Handwerker, als sie sich von allen Seiten umbaut sahen, wieder weiter ins Weichbild hinaus und an ihrer Stelle zogen die Kaufleute in die Gewölbe ein. Da die Innsbrucker Stadtgemeinde vor kurzem ihren Beschluß, diese Gewölbe niederzuschlagen, widerrufen und sich für deren Erhaltung ausgesprochen hat, so bleiben erfreulicherweise diese Zeugen aus Innsbrucks vergangenen Tagen der Nachwelt erhalten.

Andere Tirolerstädte haben von ihren Befestigungen mehr gerettet. Die gesamte Ringmauer und sämtliche Tortürme weist noch heute das Städtchen Glurns im obersten Vintschgau (Abb. 17, 37 u. 36) auf. Die einfachen, aber in ihren Massen außerordentlich schönen Türme tragen die Namen der in ihrer Himmelsrichtung gelegenen nächsten Ortschaften. Glurns, das 1308 zur Stadt erhoben wurde, diente den tiroler Landesfürsten als Bollwerk gegen die Engadiner, mit denen sie in steter Fehde lagen. Außerdem besitzen Klausen (Abb. 38), Feldkirch (Abb. 16 u. 44), Sterzing (Abb. 43 u. 42), Bruneck, Trient (Abb. 4) noch ihre gut konservier-



46. Alte Gasse in Meran



47. Bozen: Erkerhäuser in der Streitergasse



48. Laubenstraße in Brixen

ten Türme, ja selbst der Kurort Meran hat sich seine Tortürme (Abb. 46), trotz mancher Anfeindung seitens der Verkehrsfanatiker, zu erhalten gewußt. Von der einst so gewaltigen Befestigung Arcos (Abb. 127) sind seit dem Jahre 1703, da die Franzosen die Stadt und Festung nach mehrtägiger Belagerung einnahmen, nur mehr Ruinen vorhanden, die den Burgfelsen von Arco malerisch schmücken.

Den schönsten historischen Turm besitzt unter allen Tiroler Städten Hall in dem „Münzerturm" (Abb. 39), so benannt, weil er in späterer Zeit als Münzwerkstätte dienen mußte. Er ist in seiner kraftvollen, originellen Bauweise — auf einem runden Fundament sitzt ein zehneckiges, vorgekragtes dreistöckiges Mittelstück, das dann wieder in ein rundes, von einer spitzen Haube bedecktes Schlußstück endet — ein Gleichnis des Charakters der alten Haller Bürger, die die Freiheit ihrer Stadt mit großer Tapferkeit zu ver-



49. Innsbruck: Burggraben

teidigen wußten und mehr als eine Belagerung durch bayrische Invasionstruppen erfolgreich abschlugen. Mit ihm in enger Verbindung steht das Münzertor (Abb. 41).

Daß mitunter auch zu anderen Zwecken als zu kriegerischen erbaute Mauern ein Stadtbild angenehm umrahmen können, zeigen die Klostermauern von Cavalese (Abb. 45).

Straßen und Plätze

In der Geometrie gilt der Satz: Die Gerade ist die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten. Im Städtebau: Die gerade Straße ist die längste Straße. Denn die Zeit ist kein absoluter, sondern ein relativer Begriff. Jeder Tourist weiß aus Erfahrung, daß eine fünfstündige Wanderung auf schlechten Wiesen- und Waldwegen lange nicht so abspannt wie ein dreistündiger Marsch auf schnurgerader Landstraße. Dieselbe Erfahrung kann jedermann auch in den großen Städten machen. Die linealgeraden Straßen der neuen Stadtteile scheinen kein Ende nehmen zu



50. Straße in Schwaz

wollen, während man die gleiche Strecke in den kurzen, vielfach abgebogenen und gebrochenen Straßen der Innenstadt dem Gefühle nach viel rascher zurücklegt. Ermüdung ist eben kein rein physiologischer, sondern ein psychologischer Vorgang. Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß die früheren Jahrhunderte aus dieser Erwägung streng lineare Straßenanlagen, wo immer es nur anging, vermieden haben. Eine Zeit, in der die Gestaltung der Städte noch nicht in den Händen von auf geometrisches und mathematisches Denken eingeschulten Ingenieurbeamten, sondern von Künstlern oder Laien lag, deren



51. Bozen: Bindergasse

gesundes, jedem Menschen angeborenes ästhetisches Empfinden noch nicht durch die Symmetriesucht unserer Tage verkrüppelt war, mußte es als etwas durchaus Unnatürliches und Gezwungenes empfinden, die Baulinie der Gassen und Straßen ohne Rücksicht auf die gegebenen Terrain- und Besitzverhältnisse, auf Sonnen- und Schattenseite, auf nördliche und südliche Lage, auf Aussicht und Fernblick, auf Windstrich und Wetterseite mit dem Lineale zu ziehen und dies aus dem einzigen Grunde, weil die gerade Verbindung angeblich die kürzeste wäre. Es mag dahingestellt sein, ob dazu noch als besonderes Motiv die Erreichung eines geschlos-

senen Straßenbildes kam oder ob sich diese Wirkung nicht von selbst aus der natürlichen und den gegebenen Verhältnissen folgenden Anlage ergab, während den von unseren Ingenieuren auf dem Papiere mühsam ausgeklügelten, mit Zirkel und Maßstab entworfenen Regulierungsplänen, als gekünstelten Ergebnissen geometrischen Denkens, eine künstlerische Wirkung notwendigerweise versagt bleiben mußte. In einer Hinsicht haben die Alten gewiß mit Vorbedacht die Geschlossenheit, die raumartige Wirkung der Straßen gesichert: dadurch, daß sie für einen guten Straßenabschluß sorgten. Die Straßen der guten alten Stadt ließen niemals in dem Fußgänger das Gefühl aufkommen, daß sie gleich einer schnurgeraden Chaussee ins Endlose führen, sie schließen sich, wo immer er in ihnen stehen mag, zu einem nach keiner Seite offenen Platz ab, woraus ihre köstliche, anheimelnde Wirkung erwächst. Als eine weitere Folge dieser platzartigen Geschlossenheit und Begrenztheit ergibt sich die große Übersichtlichkeit der alten Straßen. Wie in einem großen Museum die Raumeinteilung schon allein deshalb notwendig ist, weil, fielen die Zwischenwände hinweg, der Besucher hilflos vor den unzähligen Schaustücken stehen würde und über der allzu großen Fülle nicht zum Betrachten des Einzelnen käme, so verliert sich der menschliche Blick in den langen geraden Straßen, schweift haltlos an den ungegliederten Flächen der Hauswände umher, ermüdet sich im Schauen ohne etwas zu sehen. Mit großem Feingefühl wurden in der guten Zeit des Städtebaues mit Vorliebe größere, über das Maß der benachbarten Häuserfronten hinausragende öffentliche Gebäude, besonders Kirchen, an den Abschluß der Straße hingestellt, wodurch einerseits die Raumwirkung gesteigert, andererseits aber dem Fußgänger ein leicht sichtbares Ziel, dem er zustreben mochte, vor Augen gestellt wurde. Im nachstehenden sollen einige solcher mustergültigen Straßenabschlüsse angeführt werden:

Abb. 50 zeigt die Hauptstraße der Stadt Schwaz, die von der hochragenden gotischen Fassade der Pfarrkirche zu einem langgezogenen Platze erweitert erscheint; Abb. 48 eine Gasse in Brixen, deren wirkungsvoller Abschluß durch einen Kirchturm gebildet wird. In der gleichen Stadt ist eine Kirche direkt in den Treffpunkt dreier Straßen gestellt, für jede von ihnen den Abschluß bildend. Einen der schönsten Straßenabschlüsse bildet das „goldene Dachl" in



52. Straße in Trient



53. Innsbruck: Das goldene Dachl

Innsbruck (Abb. 53), das die in die Herzog-Friedrich-Straße auslaufende Brennerstraße, wahrhaft würdig der Bedeutung dieses an geschichtlichen Erinnerungen so überreichen klassischen Verbindungsweges zwischen Deutschland und Italien, begrenzt.

Am häufigsten wird ein guter Straßenabschluß aber auf die einfache Weise erzielt, daß ein am Straßenende postiertes Bürgerhaus



54. Straße in Bludenz

etwas mehr nach vorne geschoben, manchmal auch quer heraus-gestellt wird. Die Verbindungsstraße biegt dann entweder in stumpfem oder zuweilen, aber seltener, auch in einem rechten Winkel vor diesem Hause ab (Abb. 46, 54, 55, 56, 57, 157). Bei

55. Hauptstraße in Kitzbühel

56. Straße in Neumarkt



57. Straße in Bruneck



58. Straße in Klausen



59. Bozen: Laubengasse gegen Westen



60. Straße in Rattenberg



61. Die Streitergasse in Bozen



62. Brixen: Kirche als Straßenabschluß

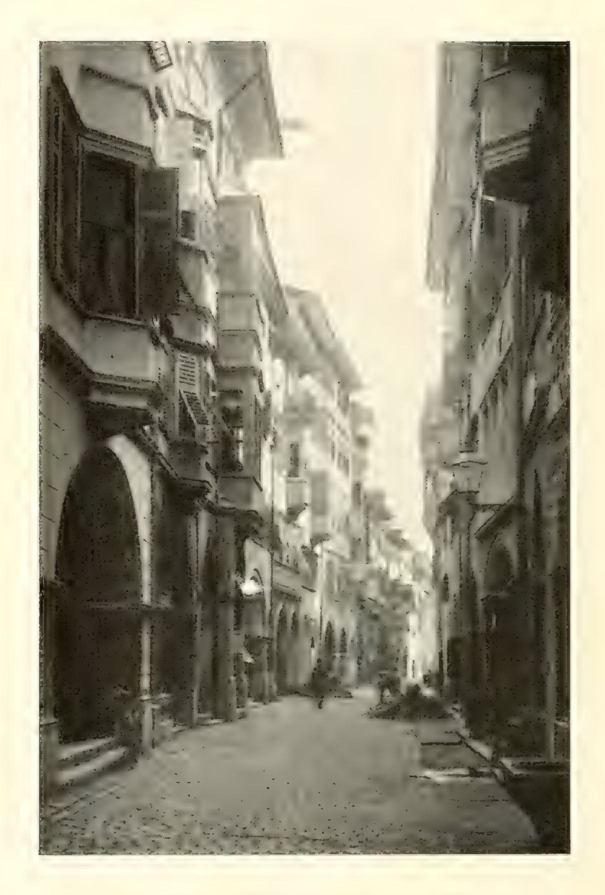
Straßengabelungen stellt man häufig an die Gabel ein Eckhaus hin, das die Kante der beiden Zweiggassen scheidet, wie z. B. das schöne Erkerhaus in Hall und der Palazzo in Trient (Abb. 52). Verläuft die Straße etwas stärker gekrümmt, so schließt sie sich durch die eigene Front der im äußeren Bogen stehenden Häuserreihe von selbst ab, wie die meisten der entzückenden, prächtig konservierten Gassen Alt-Bozens (Abb. 51, 59, 64). Zuweilen kommen sogar die Berge dem mangelhaften Werke aus Menschenhand zu Hilfe und stellen sich wohlwollend in der Verlängerung der Straßenachse auf (Abb. 72). Von dekorativer Wirkung sind die in den Südtiroler Städten viel verwendeten



63. Bozen: Obstmarkt gegen Norden

Stützbogen gegen die im Mittelalter sehr gefürchteten Erdbeben, obgleich ihnen von den Bewohnern der Nachbarhäuser wegen Behinderung ihrer Seitenaussicht kein besonderes Wohlwollen entgegengebracht wird. Abb. 61 zeigt solche Erdbebenstützen aus der Streitergasse in Bozen. Ihr Nutzen im Falle eines kräftigen Erdzitterns erscheint aber recht zweifelhaft.

Wenn angängig mied man es, die Straßen völlig rechtwinklig zu kreuzen, sondern ließ lieber die Nebenstraße in einem kleinen Bogen, etwas schiefwinklig in die Hauptstraße einmünden, um allzu scharfe Verkehrskanten zu vermeiden. Allenfalls stumpfte man wohl auch die Eckhäuser ein bißchen ab, wie die Seilergasse



64. Bozen: Laubengasse gegen Osten

in Innsbruck (Abb. 66) zeigt, die zugleich ein schönes Beispiel eines Straßenabschlusses gibt. Mußte aus zwingenden Gründen einmal eine Straße durchaus gerade angelegt werden, so sorgte man durch Herausrückung einzelner Häuser oder eines Häuserblocks für die Auflockerung und Gliederung der Straßenfront. Welch trostlose Straßenbilder die Vergeradungswut der Gründerjahre geschaffen, demonstrieren fast alle Straßen Neu-Innsbrucks. Kasernenartig, in nüchternster Kahlheit reiht sich ein Zinskasten an den anderen. Das Fehlen ordentlicher Abschlüsse macht die Sache noch schlimmer und läßt die Straßen noch um ein gut Stück länger erscheinen, als sie ohnehin bedauerlicherweise sind. Statt der Groß-



65. Innsbruck: Kiebachgasse

stadtstraße, die in den achtziger Jahren in provinzialem Stolze jede bessere Stadt schaffen wollte, was hatte man erzielt? Straßen, die in ihrer Nüchternheit den vielen gottverlassenen Vorstadtstraßen unserer Großstädte gleichen, und ein großer Aufwand, vermutlich auch an gutem Willen, ward vergeblich vertan. Daß gegen die Greuel der Vergeradung und der Austreibung jedes künstlerischen Empfindens aus der Architektur selbst die unverdorbene Schönheit der Natur nicht mehr aufzukommen vermag, beweist eine andere Innsbrucker Straße aus neuerer Zeit, die Bürgerstraße. Selbst die in voller Größe in sie hineinschauende gewaltige Nordkette vermag ihre schreckliche Öde und ihren Mangel an jeglichem Charakter nicht auszugleichen. Ver-



66. Innsbruck: Straßenkreuzung in der Altstadt

zweifelt kehrt der Blick immer wieder von der Pracht des Hintergrundes zu diesen kulturlosen Fronten mit ihren willkürlich hineingebauten Fenstern zurück und man hält es nicht für möglich, daß in einer Stadt mit solch wunderbaren, ehrenvollen alten Straßen und Plätzen, mit solcher Fülle von Gediegenheit und Geschmack derartige Barbarismen verübt werden konnten. Aus dem Stadtplane von Innsbruck, der schematisch in Abb. 78 wieder-



67. Stadtplatz in Riva



68. Hall: Oberer Stadtplatz mit Rathaus



69. Bozen: Waltherplatz gegen Süden

70. Trient: Domplatz mit Neptunbrunnen

71. Platz in Lienz

72. Straße in St. Ulrich

73. Bozen: Waltherplatz gegen Norden

74. Platz in Kaltern

75. Platz in Glurns



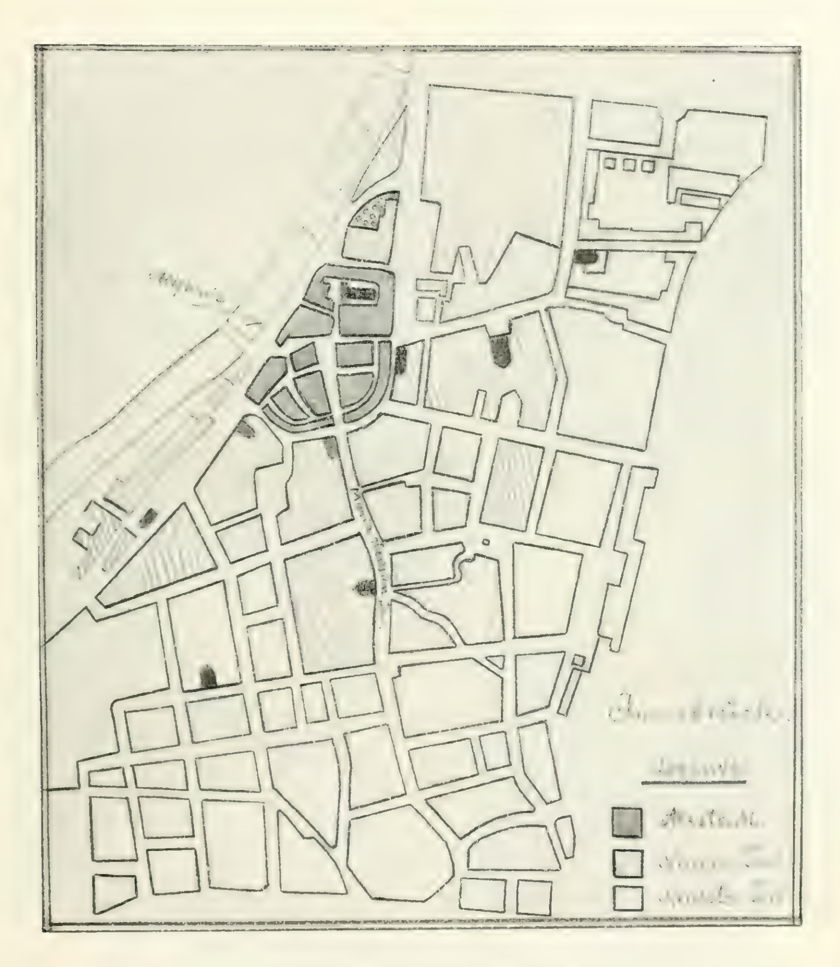
76. Hall: Unterer Stadtplatz gegen Norden

gegeben ist, ersieht man sofort den Unterschied zwischen den alten und den neuen Straßenanlagen. Während jene in schwachen Krümmungen, die zwar eine Vergrößerung der Entfernung nicht bedeuten, aber doch stark genug sind, die gewünschten Wirkungen zur Geltung zu bringen, verlaufen, erscheinen diese linealgerade gezogen. Doch die Zeit ist vorbei und wenn auch Innsbruck von allen Tiroler Städten die letzte war, die der modernen Baukunst die Tore öffnete, so kann heute doch mit Anerkennung festgestellt werden, daß bereits eine Wendung zum Besseren eingetreten ist. Das Hörtnagelhaus am Burggraben, das Adamhaus am Eingang zur Altstadt, das Zelgerhaus in der Anichstraße verdienen jedes



77. Hall: Unterer Stadtplatz gegen Norden

Lob. Hätte dieser frische Zug nur um ein paar Jahre früher eingesetzt, so wäre uns wohl auch die Verunstaltung der Westfront der Maria-Theresien-Straße durch teils stilfremde, teils gschnasige Neubauten erspart geblieben. Aus diesem Plane ist auch des weiteren die verschiedenartige Anlage der Plätze von einst und heute zu ersehen. Während es zu den unentbehrlichen Voraussetzungen des alten Platzes gehörte, daß er wohlumschlossen sei und man daher in ihm das Gefühl eines Raumes habe (man betrachte auf das hin den alten Pfarrplatz), sind die in neuer Zeit in den Städten angelegten Plätze meist nichts anderes als



78. Stadtplan von Innsbruck



79. Innsbruck: Stiftgasse



80. Kirchplatz in Klausen

81. Herzog-Friedrich-Straße in Alt-Innsbruck



82. Hall: Unterer Stadtplatz gegen Osten

Kreuzungspunkte von zwei oder mehr Straßen. Während die Zugänge zum guten alten Platz möglichst schmal gehalten und möglichst versteckt angelegt wurden, um eben die geschlossenen Wände nicht zu durchbrechen, läßt man heute mit wahrer Wonne möglichst viele große Straßen in ihn ausmünden. Das beste Beispiel für den guten Platz bietet wohl der Markusplatz in Venedig, der das Gefühl vollständiger Abgeschlossenheit in uns erweckt, für den schlechten hingegen der Platz de l'Etoile in Paris, in den nicht weniger als zwölf große Straßen einmünden. Kein Platz, sondern ein Kreuzungspunkt ist auch der Stachusplatz in München, der Schwarzenbergplatz in Wien. Der Wirkung des schlechten Beispieles der Großstadt konnten sich auch die Provinzstädte nicht entziehen. Der Margarethen- und Klaudiaplatz in Innsbruck, die Bahnhofplätze von Meran und Trient sind derartige Halbschöpfungen. Aber auch die ebenfalls der Gründerzeit zu verdankende Sitte, auf öffentlichen Plätzen eine mehr oder minder gut wachsende Gartenanlage zu errichten, diese sodann mit einem Gitter zu umgeben, und nur einen neckisch gekrümmten Weg von 30 m Länge zur Promenade freizulassen, ist eine Unsitte, die unseren Plätzen die letzte Möglichkeit einer nützlichen Verwendung und einer Belebung nimmt. Das kümmerliche Grün zwischen den Gittern, in denen sich bei Wind alle fliegenden Papiere der Stadt ein Stelldichein zu geben pflegen, vermag auch in einem anspruchslosen Gemüt nicht die Vorstellung eines Parkes wachzurufen, wohl aber machen die Anlagen den mühsam ausgesparten Platz illusorisch. Welches Leben entwickelt sich nicht auf dem Waltherplatze zu Bozen, auf dem Domplatze zu Trient, auf dem Piazza d'herbe zu Rovereto, auf dem Pfarrplatze zu Meran? Man lege auch dort Blumenbeete an und pflanze die beliebten und nie gedeihenden Ziersträucher und sie werden so öde sein wie der Klaudiaplatz und der Margarethenplatz zu Innsbruck. Was unseren modernen Städten not tut, sind Plätze, auf denen Platz ist. Von denen nicht nach jeder Himmelsrichtung breite Straßen entspringen und so eine nie aufhörende Zugluft garantieren. Es mangelt auch in Tirol nicht an guten Beispielen. Es seien hier angeführt: Der vorgenannte Waltherplatz in Bozen (Abb. 69 u. 73), dessen prachtvoller Raumwirkung sich keiner entzieht, der einen Abend dort verbrachte, der Obstmarktplatz (Abb. 32 u. 63) in derselben

Stadt, der Domplatz in Trient (Abb. 70), der Stadtplatz in Riva (Abb. 67) mit dem Torre Apponale, dem 1278 erbauten Trutzturme der Grafen von Arco gegen die Fürstbischöfe von Trient, der Stadtplatz von Rattenberg (Abb. 9), der in seiner vollständigen Geschlossenheit einen außerordentlich gemütlichen Eindruck macht, der obere Stadtplatz von Hall (Abb. 68) mit dem alten, in letzter Zeit gut restaurierten Rathaus, der untere Stadtplatz von Hall (Abb. 76, 77 u. 82) mit dem typischen mittelalterlichen Tiroler Bürgerhaus, der Pfarrplatz in Meran. Mehr ländlichen Charakter tragen die Plätze von Klausen (Abb. 80), Glurns (Abb. 75), Imst (Abb. 83), Lienz (Abb. 71), Kaltern (Abb. 74).



83. Imst: Platz mit öffentlichem Brunnen



84. Platz in Hall

Stilformen

Nordtirol

Da die Entwicklung der Tiroler Städte einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden umfaßt, und zum Teile außerdem noch an der befahrensten Völkerstraße Europas vor sich gegangen ist, so darf es uns nicht wundern, daß wir sämtliche Stilformen, die seit der Zeit der Römer allgemeine Verbreitung erlangten, mehr oder weniger ausgeprägt, mehr oder weniger vermischt, vertreten finden.



85. Gotische Haustüre in Alt-Innsbruck

Bürgerhäuser in gotischem Stile sind hauptsächlich in Nordtirol anzutreffen. Sehr deutlich sichtbar ist die Vertikalgliederung der auf Spitzbogenlauben aufruhenden Häuser der Herzog-Friedrich-Straße in Alt-Innsbruck (Abb. 81). Rein gotisch dürfte man in Nordtirol bis Anfang des 15. Jahrhunderts gebaut haben; um diese Zeit tritt an Stelle des Spitzbogens der Rundbogen, im übrigen blieb es bei der bisherigen Bauweise. Mit dem Eindringen der Renaissance von Italien herauf treten die gotischen Motive nicht ganz zurück, sondern verbinden sich mit denen der Renaissance zu einer merkwürdigen Mischung, die für den bürger-



86. Spätgotisches Haustor in Hall

lichen Profanbau der Tiroler Stadt lange Zeit hindurch vorherrschend blieb. Auf einen straff horizontal gegliederten Renaissancebau wird ein über das Dach aufragender, vertikal gegliederter gotischer Ziergiebel aufgesetzt. Auch bei den Türen und Ecktürmen, wo solche vorhanden sind, hielt man sich noch vielfach an die Gotik. Als Baumaterial wird fast ausschließlich Bruchstein verwendet, die Mauern werden, da jedes Haus auch mitunter als Kastell dienen muß, in außergewöhnlicher Stärke hergestellt, die Giebel oft noch schartenartig abgestuft, wohl in unbewußter Erinnerung an die Zeit, da die Häuser durchwegs mit verteidi-



87. Gotisches Haus in Bruneck

gungsfähigen Flachdächern und Zinnenkrönung versehen waren. Sehr beliebt ist die Anbringung von Erkern, die die Vorderfront angenehm gliedern und in den Zimmern ein sonniges, aussichtsreiches Plätzchen schaffen. Großer Wert wird auch stets auf eine schöne Ausführung der Haustüre gelegt, denn an dem Tore erkennt der Kundige sofort, welcher Geist in dem Hause herrscht. Die Haustore sind auch, wenn das Haus selbst öfters ausgebessert oder wohl gar umgebaut wurde, die einzig verläßlichen Zeugen seiner Entstehungszeit (Abb. 85 u. 86). Der Spätgotik darf man die meisten Häuser der Stiftgasse (Abb. 79) und der Seilergasse



88. Brixen: Altes Haus

(Abb. 66) in Innsbruck zuschreiben, wenngleich sie vielfach stark umgebaut wurden. Interessant ist es, daß die gotische Häuserzeile der Herzog-Friedrich-Straße mit dem in reinstem Zopfstil erbauten katholischen Kasino abschließt (Abb. 113), ohne daß diese Aneinanderreihung zweier so verschiedenen Stilarten bisher jemand als Disharmonie empfunden hätte. Ein Beweis dafür, daß es bei dem Schutze des Stadtbildes nicht auf die Stilgleichheit ankommt, sondern lediglich auf die Gleichwertigkeit des Nebeneinandergestellten. Nicht die Stilformen stoßen sich im Raume, selbst am Markusplatz stehen sie in harmonischem Ein-



89. Renaissancepforte in Hall

klang nebeneinander, nur die Nebeneinanderstellung des Soliden, des in Form, Fügung und Material durchaus Echten mit dem Verlogenen, mit dem einen wesensfremden Geist vergangener Zeiten vortäuschenden Dekorationsbau, gibt einen Mißklang. In Sterzing (Abb. 42, 92, 104 u. 106), in Schwaz, Brixen und Bruneck (Abb. 50, 114, 48 u. 57), steht das rein gotische Bürgerhaus neben dem oben geschilderten gemischten Typ, den man als den Normaltyp des alten Tiroler Bürgerhauses in den Städten bezeichnen könnte. Dabei sei bei Abb. 48 auf den schönen Erkerbau am rechten Hause aufmerksam gemacht, der wie ein kleiner Turm



90. Portal in Hall

den Eingang der Straße flankiert. Abb. 105 gibt eine Straße aus Hall wieder, in der Mitte die „Naggelburg", nach der Volkserzählung das älteste Haus der Stadt. Ganz überwunden aber sind die letzten Spuren der Gotik in der schönen Renaissancepforte eines Bürgerhauses in Hall (Abb. 89), wie auch in den Barockportalen zu Hall und Sterzing (Abb. 90 u. 91). Die alten Bürgerhäuser in der Maria-Theresien-Straße in Innsbruck, von denen leider nur mehr eine kleine Zahl erhalten geblieben ist, variieren von feiner italienischer Renaissance bis zum deutschen Barock (Abb. 24). Wie aufgeblasen und verlogen nehmen sich



91. Portal in Sterzing

dagegen die in den letzten Jahren unter sie hineingestellten Kitschbauten aus! Ein Bierwirtshaus gebärdet sich gleich einer alten Ritterburg und ein Kino als venetianischer Renaissancepalast. Mit der Schmalseite gegen die Straße gestellt, gaben die Giebel der alten Häuser den beiden Fronten eine reiche, harmonische Gliederung, die sich selbst gegen die gewaltige Wirkung des hoch über sie aufsteigenden Gebirges zu halten vermochte. In den anderen nordtiroler Städten treffen wir den bereits oben erwähnten, aus einer Kreuzung der Gotik mit der Renaissance entstandenen Profanstil des Bürgerhauses, dem man später, bei

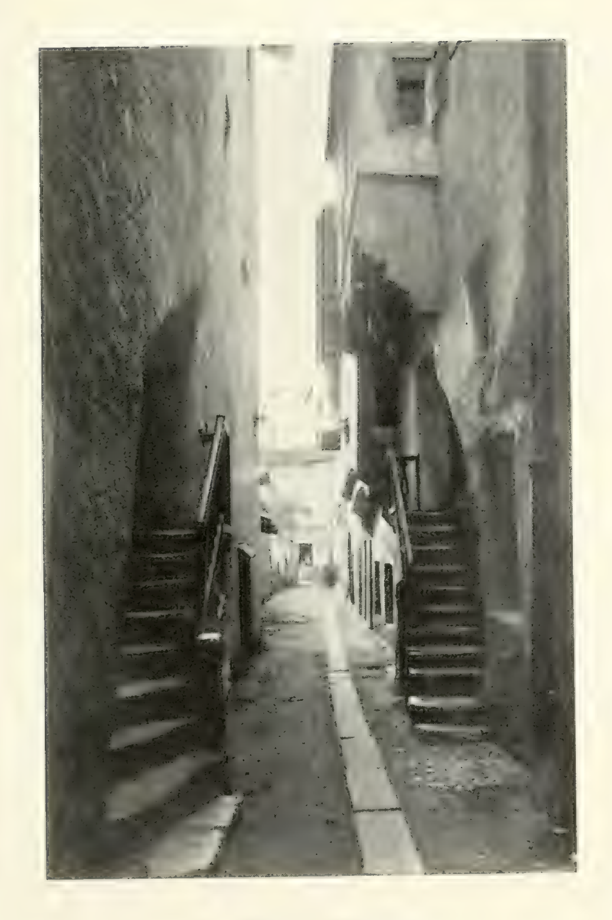


92. Altes Haus in Sterzing

gelegentlicher Renovierung, manches dem Formenschatze des deutschen Barocks entnommene Zierstück anklebte oder aufsetzte (Abb. 58, 82, 87, 88, 93, 95).

Besonders stimmungsvolle und ausgeglichene Straßenbilder von mittelalterlicher Echtheit wußte sich die Salinenstadt Hall, am Fuße des Bettelwurfes gelegen, zu bewahren, weshalb sie nicht ganz mit Unrecht als das Tiroler Nürnberg bezeichnet wurde (Abb. 76, 77, 84, 94 u. 107).

Das Rokoko, die schon etwas entartete Tochter des Barocks, hat nur ganz vereinzelt in Tirol Eingang gefunden. Als Glanzstück des Zopfstiles sei neben dem schon früher erwähnten „katholischen



93. Gasse in Brixen

Kasino" das Innsbrucker Landhaus (Abb. 110) genannt, während die unter Maria Theresia erbaute Hofburg in einem etwas schwerfälligen, einfachen Barockstil gehalten erscheint (Abb. 109). Daß es auch in der guten alten Zeit schon Baugreuel gab, demonstriert das alte Maut- und Zollamt am Rennwege zu Innsbruck (Abb. 108), das zum Troste für heutige Städteverunstalter angeführt sei.

Neben den Bürgerhäusern, die die Hauptstraßen flankieren, trifft man in allen Tiroler Städten auch heute noch Häuser in Bauernstil. Sie entstanden zuerst meist außerhalb der Stadt-



94. Salvatorgasse in Hall

mauern und wurden mit der Erweiterung der Umschanzung in diese einbezogen, wenn sie nicht überhaupt erst zu einer Zeit zum städtischen Territorium kamen, da Wall und Mauer bereits den Verkehrsbedürfnissen zum Opfer gefallen waren. So stehen in dem Teile von Innsbruck, der früher die Vorstadt Wilten bildete, noch mehrere mit schindelgedeckten und steinbeschwerten Dächern versehene alte Bauernhäuser, die sich in ihren einfachen, gediegenen Bauformen neben den ohne jeden Stilzwang und ohne irgendwelche ästhetische Bedenken erbauten städtischen Kollegen wie alte Patrizier neben heimatlosen Proletariern ausnehmen. Auch in Hötting, der das nördliche Hügelgelände sich hinaufziehenden

Vorstadt Innsbrucks, finden sich noch zahlreiche Bauernhäuser von oft malerischer Wirkung (Abb. 105). Ebenso in den übrigen Nordtiroler Städten. In Kitzbühel stehen neben in Tirol fast nirgends anzutreffenden modernen Fachwerkbauten noch uralte holzgezimmerte Blockhäuser (Abb. 115) im Stile des Alpach- und Zillertales. In Vorarlberg hingegen macht sich der schwäbische Einschlag beim Bürgerhaus bereits stark bemerkbar (Abb. 96 u. 111).

Das bürgerliche Haus Nordtirols unterscheidet sich auch in der Rückfront von dem südtiroler Patrizierhaus. Denn während bei diesem die Zugänge zu den einzelnen Zimmern meist alle in einen gemeinsamen Lichthof ausmünden, die einzelnen Wohnungen also für sich nicht abgeschlossen sind, findet man beim nordtiroler Bürgerhaus derartige Wohnhöfe nur ausnahmsweise. In der Regel bildet jedes Stockwerk für sich eine abgeschlossene Wohnung mit einem eigenen Hausflur, von dem aus man links und rechts in die Wohnräume gelangt. Auch ist die dem Südtiroler Bürgerhause eigentümliche große Raumverschwendung des Treppenhauses in Nordtirol nicht Brauch. Die Treppen sind meist sehr schmal und steil, wobei die auf ihnen herrschende ägyptische Finsternis das Hinauf- und Herunterklettern erheblich erschwert. An schönen Erkern ist das Nordtiroler Bürgerhaus reich, in ihrer Detailausbildung übertrifft es sogar jenes von Südtirol. Bei Eckhäusern wächst der Erker oft zu einem kleinen Eckturm empor und ist dann der Gegenstand liebevoller architektonischer Durcharbeitung (Abb. 36, 42, 53, 100, 112 u. 117). Eine besondere Ausbildung erfuhr der Erker des Wirtshauses, da er bestimmt war, den Honoratiorenstammtisch aufzunehmen. Er kann sich daher nicht mit der üblichen Dreizahl von Fenstern begnügen, sondern erbreitert sich zu vier, fünf, sechs und noch mehr Fenstern.

Südtirol

Mit Klausen und Atzwang endet die Herrschaft des nordtiroler Städtestiles. Eine Wanderung durch die Städte Deutsch-Südtirols, auch wenn wir nicht eigens darauf achten wollten, erweckt in uns das Gefühl, daß hier andere Ideen die Hände der Bauherren und Baumeister lenkten. Wohl finden wir die hohen, kühlen, sanft ge-

95. Durchgangshaus in Alt-Innsbruck

96. Bregenz: Das alte Rentamt

97. Bozen: Ecke am Obstmarkt

98. Haus in der Silbergasse zu Bozen



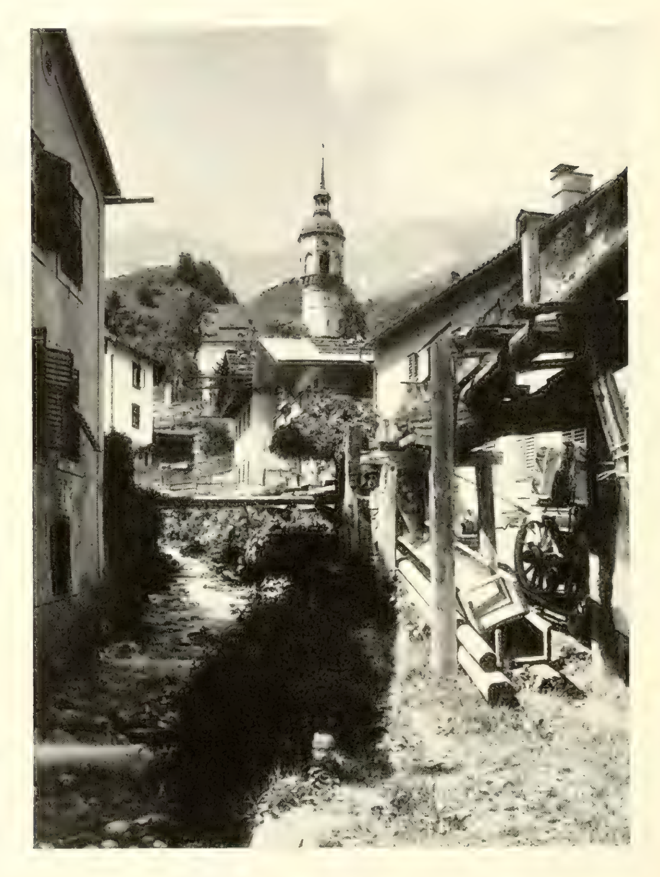
99. Bozen: Das Batzenhäusl

100. Sterzing: Rathauserker



101. Bozen: Eckhaus in der Bindergasse

102. Hall: Haus mit Doppelerker



103. Partie aus Hötting-Innsbruck

krümmten Gassen, die wir auch in den nördlichen Städten antrafen, wieder, allein der Stil ihrer Häuser mutet uns ungewohnt an. Während in Nordtirol die Gotik mit der Renaissance nur eine Scheinehe einging, in welcher die Motive nur äußerlich nebeneinander gestellt wurden, ohne daß sie sich geistig gegenseitig durchdrungen hätten, hat sich unter dem heißeren Himmel Südtirols deutsche und italienische Kunst in aufrichtiger Liebe gegattet und einem gar prächtigen Jungen das Leben geschenkt, dem Etschländer Baustil. Seine charakteristischen Motive mag man aus den beigegebenen Abbildungen am besten ersehen (Abb. 32, 51, 59, 63, 69, 73 u. 99).



104. „Alte Post" in Sterzing

Nicht wesentlich für ihn, aber ein schmückendes Beiwerk, sind die originellen Lichthauben der Dächer, die den Zweck haben, Licht und Luft in reicherem Maße, als es sonst die kleinen Dachlücken ermöglichen, dem Dachgeschosse zuzuführen. Gut sichtbar sind solche Lichthauben in Abb. 73 u. 98. Zu den Sonderheiten des Bozner Patrizierhauses gehört neben dem raumreichen, lichthellen Treppenhof, von dessen Galerien man direkt in die Wohnräume gelangt (wohl darauf zurückzuführen, daß jede Familie ihr eigenes Haus besaß, in das keine fremden Mietparteien aufgenommen wurden), auch der schöne, stets nach rückwärts hinaus gelegene Gartenhof, der bei keinem guten Patrizierhaus fehlen durfte. Da Bozen in=



105. Hall: Die Naggelburg

folge seines großen Handels durch Jahrhunderte die reichste Stadt Tirols war, die es übrigens auch noch heute sein dürfte, so gab es dort zu allen Zeiten ein wohlbegütertes, weltkundiges und traditionenstolzes Bürgertum, das seine Ehre darein setzte, in der Pracht der öffentlichen Gebäude Kunstsinn und Wohlhabenheit zu dokumentieren. Am schönsten ist diese Absicht in dem Merkantilgebäude unter den Lauben, einem aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammenden Baue, verwirklicht worden (Abb. 112). Da der Bozner Magistrat allezeit mit wachsamen Augen auch über die private Bautätigkeit wachte, so wurde die Stileinheit überraschend gut gewahrt. Von den Privathäusern fällt ein einziges, ein gotischer Bau am Obstmarkte (Abb. 97), sichtlich aus dem Rahmen des Etschländer Stiles, ohne aber, da es in seiner Art Qualitäten besitzt, den Gesamteindruck zu stören.

Was aber der Bürgerschaft von Bozen zur höchsten Ehre gereicht, ist: Daß sie von allen österreichischen Städten als erste die Fahne des Heimatschutzes erhoben hat. Wohl vermochte man nicht zu verhindern, daß in den neunziger Jahren einige Zins-



106. Alte gotische Häuser in Sterzing

häuser in entsetzlichem Nürnberger Dekorationsstil erstanden, aber seither hat Bozen sowohl durch das Beispiel, das bei allen Neubauten gegeben wurde, wie durch eine zielbewußte Leitung der behördlichen Bauaufsicht und unter allgemeiner Anteilnahme der Bürgerschaft, Mustergültiges auf dem Gebiete des guten Städtebaues geleistet, wovon noch später die Rede sein soll. Die Freude am Erker und am schönen Portal ist im südlichen Landesteil womöglich noch größer als im nördlichen. So zeigt das Haus (Abb. 47) aus der Streiter-Gasse in Bozen einen ganzen Hausflügel zum Erker ausgestaltet. Auch hier wird auf Erker, die an Straßenecken zu stehen kommen, besondere Sorgfalt verwendet, wie aus Abb. 112 u. 101 zu ersehen ist. Die Haustüren sind beim Patrizierhause stets mit einem steinernen Portale eingefaßt, mit zwei schweren, dunkelgebohnten Flügeln, von denen sich die glänzend geputzten Messingbeschläge selbst im Halbdunkel der Lauben sehr wohl abheben, verschlossen. Hier sei der vielfach verbreiteten irrigen Ansicht entgegengetreten, daß die Laubengänge, die im Mittelalter sehr beliebt waren, italienischer Herkunft wären. Die

107. Straße in Hall

108. Innsbruck: Altes Mauthaus

109. Innsbruck: Hofburg

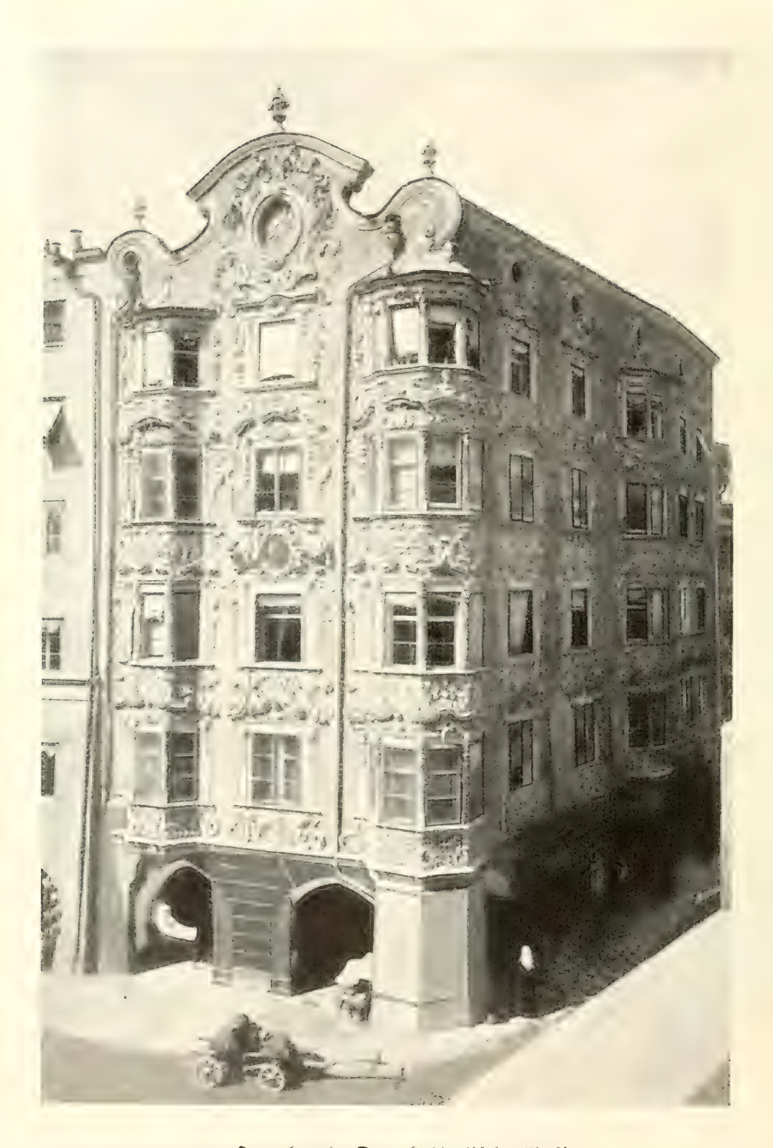
110. Innsbruck: Das Landhaus und das alte Postgebäude



111. Straße in Feldkirch



112. Bozen: Das Merkantilgebäude



113. Innsbruck: Das katholische Kasino



114. Schwaz: Fuggerhaus

115. Kitzbühel

116. Mezzolombardo: Pfarrkirche



117. Wirtshaus in Rattenberg

Laubengänge, deren Entstehen auf das Bestreben möglichster Platzausnützung zurückzuführen ist, trifft man in ganz Deutschland, in den deutschen Sudetenländern, in den deutschen Alpenstädten viel häufiger und entwickelter als in Italien, wo sie meist nur als Kolonnaden bei öffentlichen Gebäuden anzutreffen sind.

Ganz anders aber muten uns wieder die Städtebilder Welschtirols an. Hier herrschte stets unumschränkt die Renaissance, wenigstens früher, denn das, was die italienischen Baumeister von heute unter dem Vorwande, ein Kunstgewerbe auszuüben, in Welschtirol an Wohnhäusern erbauen, darf durchwegs den ab-

118. Torre di piazza in Trient

119. Palazzo in Trient

120. Haus in Trient

121. Treppenhof in einem Patrizierhaus zu Trient

122. Torportal in Trient

123. Torportal in Trient

124. Torportal in Trient

125. Hausportal in Trient



126. Platz in Riva

scheulichsten nordischen Zinskasernen als gleichwertig zur Seite gestellt werden. Die alten Teile Trients und Roveretos hingegen unterscheiden sich in nichts von dem Stile der oberitalienischen Städte. Die verwitterten Fassaden prunkvoller, totenstiller Palazzi, die hellfarbigen Fronten der Bürgerhäuser mit ihren hohen Balkonfenstern (die den charakteristischen Unterschied zwischen dem italienischen und etschländer Bürgerhaus bilden), die vielen prächtigen Portale, die flachen, weit vorstehenden Ziegeldächer, dazu eine geniale Unordnung und Nachlässigkeit



127. Die Burgruinen von Arco

128. Trient: Der Dom

129. Straße in Borgo

130. Häuser in Fondo

131. Lavis



132. Cles

auf Schritt und Tritt, alles dies zusammen gibt ein dem deutschen Auge ganz ungewohntes Straßenbild (Abb. 4, 52, 118, 119, 120, 128 u. 133). Gleich dem Etschländer Haus besitzt auch das Patrizierhaus Welschtirols einen großen Lichthof, dessen Steingalerien die Türen zu den Wohnräumen aufnehmen (Abb. 121). Die Torportale tragen womöglich noch reicheren Schmuck als in Bozen; auch erscheint hier manches Ziermotiv dem Barock entlehnt. Die Abb. 122, 123, 124 u. 125 zeigen einige davon, ganz willkürlich herausgegriffene. Ähnliche Straßenbilder sieht man im übrigen Südtirol italienischer Zunge: In der am Gardasee gelegenen Hafenstadt Riva (Abb. 126 u. 134), in Arco, das aus einem schon recht zerfallenen Städtchen in den letzten Jahrzehnten ein bekannter Kurort geworden ist; wie es aber früher ausgesehen hat, kann man aus dem heutigen Alt-Arco ganz gut rekonstruieren (Abb. 127 u. 136). Die zum Großteile von bäuerlicher Bevölkerung be-

133. Trient: Kastell

134. Riva

135. Cavalese



136. Häuser und öffentlicher Brunnen in Alt-Arco

wohnten großen italienischen Marktorte zeigen den gewöhnlichen rätoladinischen Typ. Wenn sie von den anderen rätoladinischen Ortschaften, deren Bewohner heute deutsch sprechen, sich in etwas unterscheiden, so ist es in dem geringeren Grad an Ordnungs- und Reinlichkeitssinn (Abb. 7, 30, 45, 116, 129, 130, 131, 132 u. 135).



157. Hall: Aufgang zur Pfarrkirche

Kirchen und Burgen

An beiden ist Tirol gleich reich. Sie haben gemeinsam, daß sie fast nie in einem Zuge, sondern nur stückweise erbaut wurden, weshalb sie auch selten von einheitlichem Stile sind. Während die innere Ausgestaltung meistens barock gehalten ist, weist der äußere Bau oft sämtliche, in Tirol überhaupt gebräuchlichen Stilarten auf.

In dieser Hinsicht nahmen es unsere Vorfahren nicht so genau oder richtiger vielleicht, sie nahmen es eben genauer als heute. Sie versuchten sich nicht im Nachahmen alter Stilformen, sondern erachteten es als selbstverständlich, sich in der Sprache ihrer Zeit auszudrücken. Und darum wirken die Alten in ihren Kirchenbauten, welchen Stil immer sie dazu benützen mochten, so überzeugend ehrlich und groß. Die Haller Pfarrkirche (Abb. 138) aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, ist nicht nur als schöner gotischer Bau von Interesse, sondern auch insofern ein Kuriosum, als an ihre Kirchhofmauer Läden angestückt sind, in denen Kaufleute allerhand Waren feilhalten. An einer Stelle ist dieser Ring von einer torgeschützten Treppe durchbrochen, auf der man zum Kirchhof und über diesen zur Kirche selbst gelangt (Abb. 137). Die im Kirchhofe stehende Totenkapelle wirkt wie eine zierliche Verkleinerung der Hauptkirche. Gleichfalls gotischer Stilära, wenn auch späterer Zeit, gehört die Schwazer Pfarrkirche an, deren Fassade trotz großer Einfachheit eine imposante Wirkung ausübt (Abb. 139). Weniger gelungen erscheint ihr Turm, dessen Dachabschluß einen provisorischen Eindruck macht (Abb. 140). In der Landeshauptstadt selbst steht die durch das grandiose Grabdenkmal, das sich Kaiser Maximilian darin errichten ließ, weltberühmt gewordene Hofkirche (Abb. 49). Außer ihr ist nur noch die in einfacher Renaissance gehaltene Stadtpfarrkirche, dann die im äußeren Umriß sehr ähnliche, aber im Barockstil gehaltene Wiltener Pfarrkirche, sowie die im gleichen Stile gehaltene Wiltener Stiftskirche (Abb. 141) mit dem sie flankierenden alten gotischen Hause erwähnenswert.

Die Kirchen der alten Zeit wirken alle natürlich. Vor keiner einzigen haben wir das Gefühl des abstrakten Kunstwerkes, das in uns die Vorstellung eines mühevollen Denkvorganges auslösen



138. Hall: Pfarrkirche

würde. Schon daß die alte Kirche nicht abseits auf einem menschenleeren Platze steht, sondern mitten zwischen hohen Häusern, oft sogar links und rechts an diese angeschlossen, rückt sie unserem Empfinden näher. Die Häuser scharen sich um die Kirche. Die Kirchen der letzten Jahrzehnte sondern sich fast ausnahmslos aus ihrer weltlichen Umgebung zu ihrem Schaden ab und stehen wie ein Fremdkörper auf einem isolierten Platze. Es mag sein, daß diese bauliche Entwicklung der Stellungnahme unserer Zeit zur Religion entspricht, wie ja in den Werken der Baukunst der Geist der Zeiten sich am getreuesten, weil unbewußt, zum Ausdrucke



139. Schwaz: Pfarrkirche

bringt. Sicher aber ist, daß es unter den Kirchenbauten der letzten fünfzig Jahre nur ganz wenige gibt, die sich in ihre Umgebung halbwegs harmonisch einfügen, die nicht mühsam erdacht, sondern aus der Stadt, in der sie stehen, geboren erscheinen. Denn das ist der Baukunst Vollendung, daß jedes einzelne Glied mühelos, weil notwendig, aus dem anderen und schließlich auch das Ganze aus seiner Umgebung herauswächst. Wenn man auf das hin die Domkirchen von Brixen und Trient, die Kirchen von Klausen, Bruneck, Imst, Bozen, Meran, letztere in ihrer herben Gotik eine der schönsten Kirchen Tirols (Abb. 142, 143, 146, 147, 148), betrach-



140. Schwaz: Pfarrkirche, Rückansicht

tet, und sie dann der Pfarrkirche in Hötting, die vor ein paar Jahren erst erbaut wurde, vergleichend an die Seite stellt, so wird der Unterschied auch dem an architektonische Wertungen nicht geübten Auge ohne weiteres klar. Ein anderes, noch viel charakteristischeres Beispiel kann ich mir nicht versagen, hier anzuführen, obwohl es nicht der Tiroler Stadt, sondern dem Lande entnommen ist. Das ist die alte und die neue Hoferkapelle im Passeiertale, welch letztere im Jahre 1899 „fertiggestellt" wurde (Abb. 149). Wenige Schritte nur trennen die beiden Kirchlein räumlich voneinander, aber welche Kluft liegt zwischen der boden=



141. Klosterkirche mit Friedhof in Wilten

ständigen Echtheit der alten und der verlogenen Originalität der neuen. Dort ein in trefflichen Maßen gehaltener einfacher Langbau, mit einem wohlabgemessenen, lieben Türmchen, das, ein wenig über die Giebelfront herausgeschoben, gleichzeitig das Schutzdach des Einganges bildet. Ein weißer Anstrich, ein dunkles Schindeldach, kurz, herausgewachsen aus dem Tale, wesensgleich ihm und seinen Bewohnern in seiner Schlichtheit und Wahrheit, wie auch dem Helden, der vor seinem Altare einst gekniet hat. Hier ein protziger, auf das Quadrat dimensionierter Quaderbau in romanischem Stile (vielleicht um sinnreich anzudeuten, daß



142. Domkirche in Brixen

Hofer von romanischen Soldaten erschossen wurde), mit einem, um das Vierfache zu groß geratenen Turm, der den Unterbau völlig zerdrückt. Dazu gewaltige, für einen Dom berechnete Bogenfenster, ein ganz zweckloser Schnickschnack auf dem Giebel über dem Eingange und — als Gipfelpunkt der Geschmackswidrigkeit — ein buntlasiertes, scheckig gemustertes, moskowitisches Ziegeldach! Alttirol und Neutirol nebeneinander gestellt, ein Edelmann neben dem Geldparvenu. Und zu diesem Musterdenkmal, das krassester Mangel an Stilempfinden, an Heimatsgefühl und an Formensinn erbaut, hatte man nicht weniger als sechzehn Jahre Zeit und einen



143. Kreuzgang im Dom zu Brixen

Geldbetrag von 30000 Kronen benötigt! Der Spanier hat ein Sprichwort: „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten, aber es gibt Leute, die man für den ihren prügeln soll."

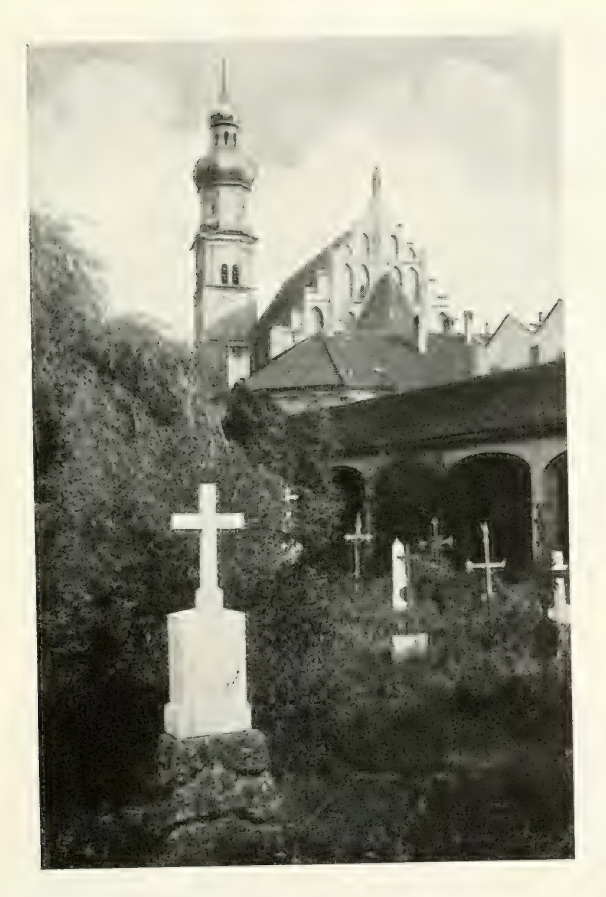
In Landorten findet man auch zuweilen den Glockenturm neben die Kirche gestellt, eine Sitte, die wohl welsche Baumeister aus Italien heraufgebracht haben (Abb. 144).

Die Pfarrkirchen waren früher stets von dem Friedhofe umgeben, ein schöner, alter Brauch, der notwendigerweise der Entwicklung der Städte und den Anforderungen der Hygiene zum Opfer fallen mußte. Nicht notwendig wäre es freilich gewesen,



144. Kirchturm in Fondo

daß damit gleichzeitig auch die Sitte, den Verstorbenen ein ihnen und der Familie würdiges Grabdenkmal zu setzen, so selten geworden ist. Die Friedhöfe der kleinen Landstädte und selbst der Dörfer nähern sich von Jahr zu Jahr mehr den Begräbnisfeldern der Großstädte; das individuelle Grabdenkmal, sei es nun aus Stein, Eisen oder Holz, wird immer häufiger durch die Fabrikware aus Kunststein und Gußeisen ersetzt, bis wir es wohl glücklich zum Einheitsformat gebracht haben werden, das schließlich auch für die ewige Ruhe von zehn Jahren, auf welche die sterblichen Reste unserer Verstorbenen in die Erde gesenkt werden, um so-



145. Alter Friedhof in Hall

dann den nächsten Platz zu machen, ganz gut passen würde. Um einen Begriff zu bekommen, wie früher Gottesäcker der tiroler Städte ausgesehen haben, sei auf die Abb. 141 u. 145 verwiesen.

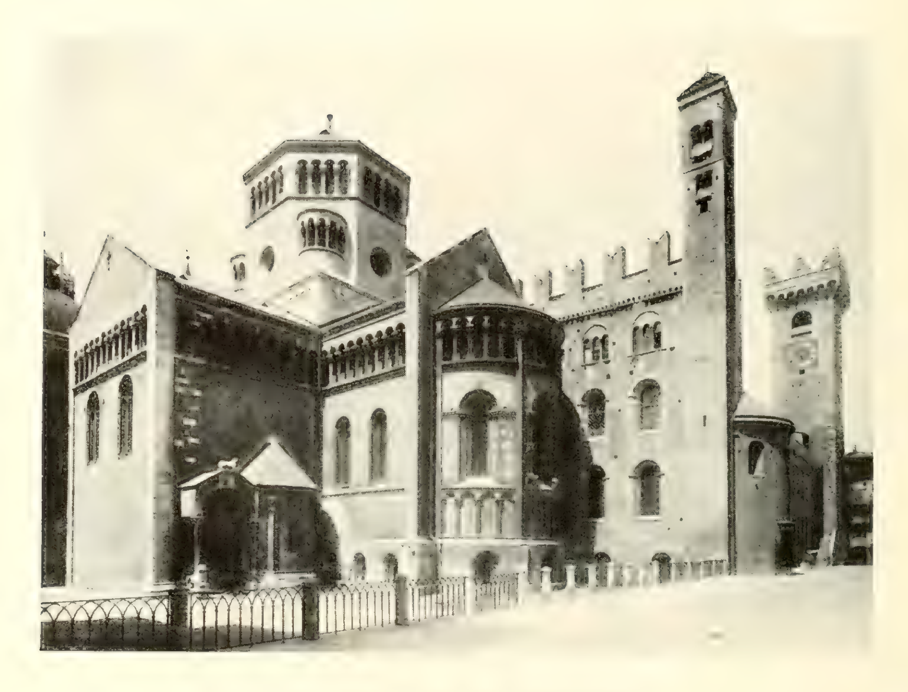
Wenn im Zusammenhange mit den Kirchen von den Burgen Tirols gesprochen werden soll, so geschieht es, weil sie neben diesen die wichtigsten Bauwerke großen Stils darstellen, die vielfach, wie z. B. in Kufstein (Abb. 11) und Klausen (Abb. 1) das Stadtbild völlig beherrschen. Es mangelt der Raum, um die hochinteressante Geschichte der Tiroler Burgen und Schlösser auch nur in Kürze wiederzugeben. Für unseren Zweck muß es beim Hin-

146. Bozen: Deutschordenskirche

147. Domkirche in Brixen (Seitenansicht)

148. Meran: Pfarrkirche, Vorderansicht

149. Alte und neue Andreas-Hofer-Kapelle im Passeiertal



150. Dom in Trient (Rückansicht)

weis auf ihre entscheidende Bedeutung für das Stadtbild sein Bewenden haben. Der Stil ist ein sehr wechselnder, selten ein völlig einheitlicher (Abb. 1, 11, 133, 158). Tiefburgen, wie Schloß Maretsch (Abb. 159) bei Bozen (das übrigens früher auf einem Felsen gestanden sein soll, der erst durch die Überschwemmungen der Talfer nivelliert wurde) und die landesfürstliche Burg zu Meran (Abb. 155) sind begreiflicherweise in Tirol noch seltener als in anderen Ländern.

Im Anschluß an die Sitze des Adels sei auch noch der aus dem Jahre 1765 stammenden Innsbrucker Triumphpforte gedacht, die den wirksamen Abschluß der Maria-Theresien-Straße gegen Süden bildet (Abb. 156).

Der gute Grundriß, die Echtheit der Bauform und des Materiales, die harmonische Unterordnung der einzelnen Teile unter das Ganze, das waren die Grundlagen des vorbildlichen Stadtbaues (und scheinen es dank der rastlosen Aufklärungsarbeit von Männern wie Theodor Fischer, Hermann Muthesius, Schultze-

151. Öffentlicher Brunnen in Arco

152. Öffentlicher Brunnen in Trient



153. Öffentlicher Brunnen in Pradl-Innsbruck



154. Kanal in Arco



155. Meran: Landesfürstliche Burg



156. Innsbruck: Triumphpforte

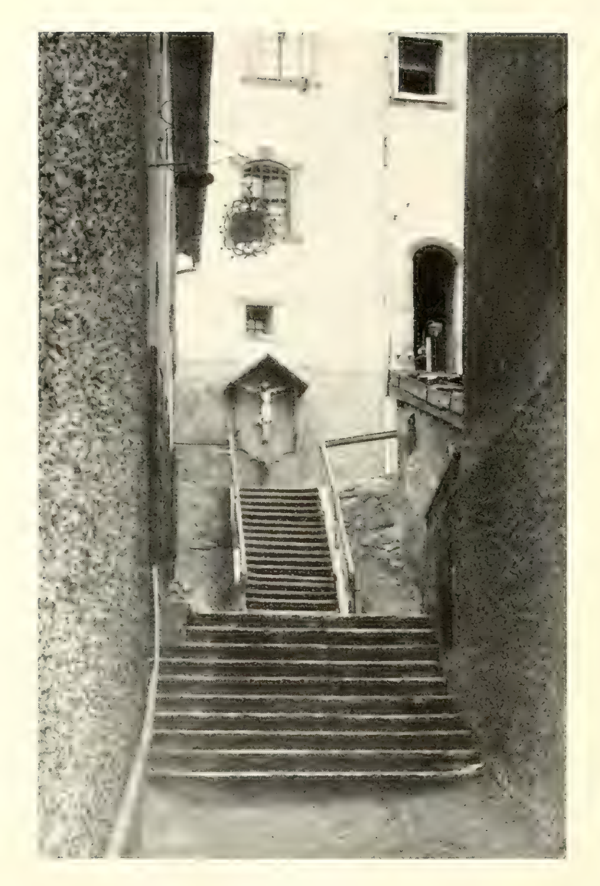


157. Gasse in Klausen



158. Rovereto: Kastell

159. Schloß Maretsch bei Bozen



160. Treppenaufgang in Hall

Naumburg, Gabriel von Seidl, Camillo Sitte, Josef August Lux auch langsam wieder zu werden). Daß dort, wo diese Voraussetzungen gegeben sind, das einmal errungene Formgefühl und die Wertschätzung der Gediegenheit auch all das Zubehör, das ein großes Gemeinwesen benötigt, liebevoll umfaßt und ohne Zwangsanwendung harmonisch zum Ganzen fügt, auch dafür geben die alten Städte, wohin wir schauen mögen, treffliches Beispiel.

Da sind in jeder Stadt die öffentlichen Brunnen, reine Zweckbauten, und doch hat man sie immer und sichtlich mit spielender Leichtigkeit, ohne Konkurrenzausschreiben, künstlerisch zu gestalten gewußt, während man heute vergeblich in allen Städten nach auch

nur halbwegs befriedigender Gestaltung der Transformatorenzellen oder der elektrischen Leitungsmasten suchen wird. Man sehe die Brunnen Abb. 68, 83, 152, 153 an, von denen gewiß keiner als Monumentalbrunnen geschaffen worden ist, und vergleiche sie mit dem, was heute dafür aus Gußeisen in Stadt und Land aufgestellt wird. Fast in allen Tiroler Städten finden wir auch noch den aus alter Zeit stammenden Monumentalbrunnen, der am Platze, auf dem er stand, nur zum Schmucke dienen sollte, so in Innsbruck der Leopoldsbrunnen vor der Hofburg (Abb. 109), der Rudolfsbrunnen am Margarethenplatz, der Denkmalsbrunnen des Vogelweiders am Waltherplatz (Abb. 69), der Neptunbrunnen am Obstmarkte in Bozen und am Domplatz in Trient (Abb. 70) u. a. Den Typus des öffentlichen Nutzbrunnens im italienischen Landesteile repräsentiert der Brunnen in Arco (Abb. 151). Welch stimmungsreiche Winkel in diesem sonnenreichen Landstriche die üppig wuchernde Natur hervorzuzaubern vermag, davon gibt der heckenüberwucherte Wasserkanal in Arco (Abb. 154) eine schwache Vorstellung. Ihm gegenübergestellt sei ein Ausschnitt aus dem nördlichen Hallerstädtchen (Abb. 160), der ihm, in anderer Art freilich, an malerischer Wirkung nicht nachsteht.

Es würde zu weit führen, auf all die vielen Einzelheiten, als da sind: Denkmäler, Bildsäulen, Einfriedungen, Gitter, Bänke, Gartenanlagen, Bäume, Parke, Terrassen, Treppen usw., näher eingehen zu wollen. Es sei nur, um zu zeigen, bis wie weit die allgemeine Kultur des Geschmackes einst ging und hoffentlich einst wieder gehen wird, noch zum Schlusse auf die künstlerische Durchbildung der alten Aushängeschilder aufmerksam gemacht, die das Problem, im Stadtbilde aufzufallen, es aber nicht zu stören, fast immer in glücklicher Weise gelöst haben (Abb. 50, 66, 94, 117 u. 161).

Die neue Zeit

Jahrzehnte hindurch haben wir gezittert, wenn wir das Alte stürzen sahen. Denn es war kein neues Leben, das aus den Ruinen blüte, sondern die trostlose Nüchternheit einer von allen guten Geistern verlassenen Zinsengier. Das ist erfreulicherweise nun aber doch langsam anders geworden. Es gibt heute bereits Städte, in denen man getrosten Mutes die Hacke an das Alte legen sieht, weil man gewiß sein kann, daß künstlerisch Gleichwertiges, in praktischer Hinsicht aber Überlegenes an seine Stelle treten wird. Wie in Deutschland die kleineren Städte, Ulm, Augsburg, Stuttgart, den Riesenstädten mit gutem Beispiel vorangingen, so ist auch in Tirol der Ruf der Heimatschutzbewegung in der Hauptstadt des Landes erst gehört worden, da bereits andere Städte ihm schon lange Gefolgschaft leisteten, allen voran die rebenumkränzte alte Handelsstadt zwischen Talfer und Eisack, Bozen. Hier hatte eine kunstfreudige Bürgerschaft einen genialen Beherrscher der Raumkunst, den Sachsen Wilhelm Kürschner, an die Spitze des städtischen Bauwesens gestellt. Was dieser in den sieben Jahren, die seinem Wirken vergönnt waren, unterstützt von dem verständnisvollen Patriziertum der reichen Stadt, geschaffen hat, das zählt zu den besten Werken der neuen deutschen Kunst. Seine ersten Werke verraten noch schwankende Zweifel des nicht völlig in den Geist der fremden Stadt Eingelebten. Dann aber hat er seinen, den Stil seiner neuen Heimat, gefunden und handhabt ihn, welches Problem immer an ihn gestellt wird, mit einer beispiellosen Souveränität und Sicherheit. Die Grundfesten der guten alten und der guten neuen Baukunst, Echtheit der Form, der Fügung, des Materials mit peinlicher Sorgfalt wahrend, schreitet er von Bau zu Bau zu immer größerer Klarheit und entzückenderem Gleichmaß. Die schönsten Häuser im alten Straßengewirre werden gefällt und steigen verjüngt, und uns doch so vertraut, an ihre Stelle empor. Mit unendlicher Liebe behandelt er das kleinste, das unscheinbarste Häuschen und findet Lösungen, die so natürlich, so ungezwungen sind, daß sie uns als die einzig möglichen erscheinen. Überraschend schnell stecken die guten Beispiele an. Auch der Private setzt einen Stolz darein, gut zu bauen. Und wenn ein einzelner die der Allgemeinheit schuldige Rücksicht außer

acht lassen wollte, so schreibt ihm die Baubehörde sie zwangsweise vor.

Von den anderen Südtiroler Städten hat sich Meran etwas später, aber seither auch entschieden auf den Boden des Heimatschutzes gestellt. Seit einigen Jahren auch das kleine Klausen, freilich erst, nachdem einige der berühmten Häuser in der Frag hingeopfert waren.

Auch in der Landeshauptstadt Innsbruck, in der ein allen künstlerischen Empfindens barer Ingenieurgeist bösartige und für lange, lange Zeit nicht mehr gut zu machende Bauvandalismen geschehen ließ, ist seit kurzem ein Umschwung zum Besseren eingetreten. Das Adamhaus und andere Neubauten berechtigen zur Hoffnung, daß die Wiedergeburt der wundervollen Altstadt, zu der der Häuserfraß nunmehr vorgedrungen ist, in einer Weise geschieht, daß dieses Kleinod des Landes kommenden Geschlechtern erhalten bleibt.

Langsam beginnt sich unsere durch die ungeheure Entwicklung der Technik geblendete Zeit zu erinnern, daß sie im besten Begriffe war, unersetzliche geistige Kulturwerte gegen mechanische Errungenschaften einzutauschen. Die Vertiefung des Lebens, der persönliche Stil der Lebensführung wird allmählich wieder ein Ding aufs innigste zu wünschen.

Der Fortschritt wird nicht mehr allein nach dem Ellenmaß, sondern nach seiner Rückwirkung auf unsere gesamte Lebenskultur gemessen. An die Stelle der blinden Nachahmung vergangener Ausdrucksformen einer toten Zeit ist die Neuschöpfung aus der Fülle des reichen Empfindens unserer Tage getreten. Unter harten Kämpfen und Schmerzen wurde der Stil unserer Zeit geboren, der Stil der einfachen Zweckmäßigkeit der Formen und der Lauterkeit des Materiales. Dieses stolze Bewußtsein, daß unsere Zeit, müde des gewaltigen, noch nie in der Geschichte der Menschheit dagewesenen technischen Fortschrittes, nunmehr tatkräftig am Werke ist, die Errungenschaften der Technik künstlerisch auszubauen, den Kreis des menschlichen Wirkens, der in den letzten Jahrzehnten eine nie geahnte Erweiterung erfahren, mit Lebenskultur auszufüllen, nicht fort sich nur zu entwickeln, sondern auch hinauf, läßt uns die Sünden unserer Vätergenerationen langsam vergessen. Von den traurigen Straßenzügen der achtziger Jahre wendet sich

unser Blick mit freudiger Genugtuung zu den Schöpfungen der jüngsten Zeit, deren ehrliches Wollen Gewähr dafür bietet, daß wir langsam, wenn auch langsam nur, aufwärts steigen. Die Werke des Dichters, Malers und Bildhauers können, von einzelnen geschaffen und für einzelne bestimmt, über den Kulturgrad eines Volkes täuschen. Die Städte allein offenbaren nicht nur den künstlerischen Geschmack ihrer Erbauer, sondern die Höhe der Kulturentwicklung eines ganzen Volkes.



161. Schild am Rößlwirtshaus in Hall

Quellennachweis für die Abbildungen

Die Abbildungen wurden nach Vorlagen folgender Autoren angefertigt: August Schweighofer, Imst; Georg Angerer, Schwaz; Gebr. Bährendt, Meran; Fehnrich, Dresden-Blasewitz; J. Gugler, Bozen; Fritz Gratl, Innsbruck; Narziß Lechner, Innsbruck; Alois Holzner, Bozen; Landesverkehrsrat in Tirol, Innsbruck; Rudolf Larganoli, Brixen; Anton Karg, Kufstein; Wilhelm Müller, Bozen; Richard Müller, Innsbruck; A. Stockhammer, Hall; J. M. Peters, Innsbruck; Franz Swoboda, Wien; G. B. Unterweger, Trient. Ein Teil der Abbildungen ist nach Aufnahmen des Verfassers hergestellt. Einige mußten von Vorlagen unbekannter Herkunft abgenommen werden.

Besonderen Dank ist der Verfasser dem Landesverkehrsrate in Tirol für die liebenswürdige Beschaffung zahlreicher Aufnahmen abzustatten verpflichtet.

Literatur

Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg 1885. — Bückling, Bozener Märkte 1907. — Deininger, Architektur in Tirol 1895. — Deutsche Alpenzeitung. Verschiedene Artikel 1904—1913. — Egger, Geschichte Tirols 1880. — Ferdinandeumszeitschrift. Verschiedene Aufsätze bis 1912. — Fischmaler, Sterzing 1905. — v. Hörmann, Tiroler Volksleben 1909. — Kuefstein, Bozener Neu-Architektur (Deutsche Alpenzeitung) 1911. — Muthesius, Verschiedene Abhandlungen in der „Hohen Warte“. — Piper, Burgenkunde 1911. — Pichler, Kreuz und Quer 1899. — Riehl, Die Kunst an der Brennerstraße 1898. — Renk, Verschiedene Abhandlungen. — Schneller, Volksleben der Romanen in Tirol 1893. — Schönherr v., Gesammelte Werke 1900 und 1902. — Staffler, Das deutsche Tirol und Vorarlberg 1847. — Steinitzer, Wanderungen durch Tirol 1905. — Steub, sämtliche Schriften. — Stolz, Die Urbevölkerung Tirols 1892. — Wolf, Karl Felix, Die Dolomitenstraße 1908. Verschiedene Abhandlungen 1904—1913. — Wirth, Kaukasische Zusammenhänge 1907. — Zeitschrift des Deutsch-österreichischen Alpenvereins bis 1913. — Mitteilungen des Deutsch-österreichischen Alpenvereins bis 1913. — Zingerle, Schilderungen aus Tirol 1888. — Zingerle, Tyrolensia 1898. — Zappeiner, Die Abstammung der Tiroler und Räter; aus einer Festschrift 1894. — Das Land Tirol, ein Handbuch für Reisende 1837. — Chronik von Innsbruck von C. Unterkircher 1907. — Geschichte der Stadt Bozen von B. Weber 1849.

Ortsverzeichnis

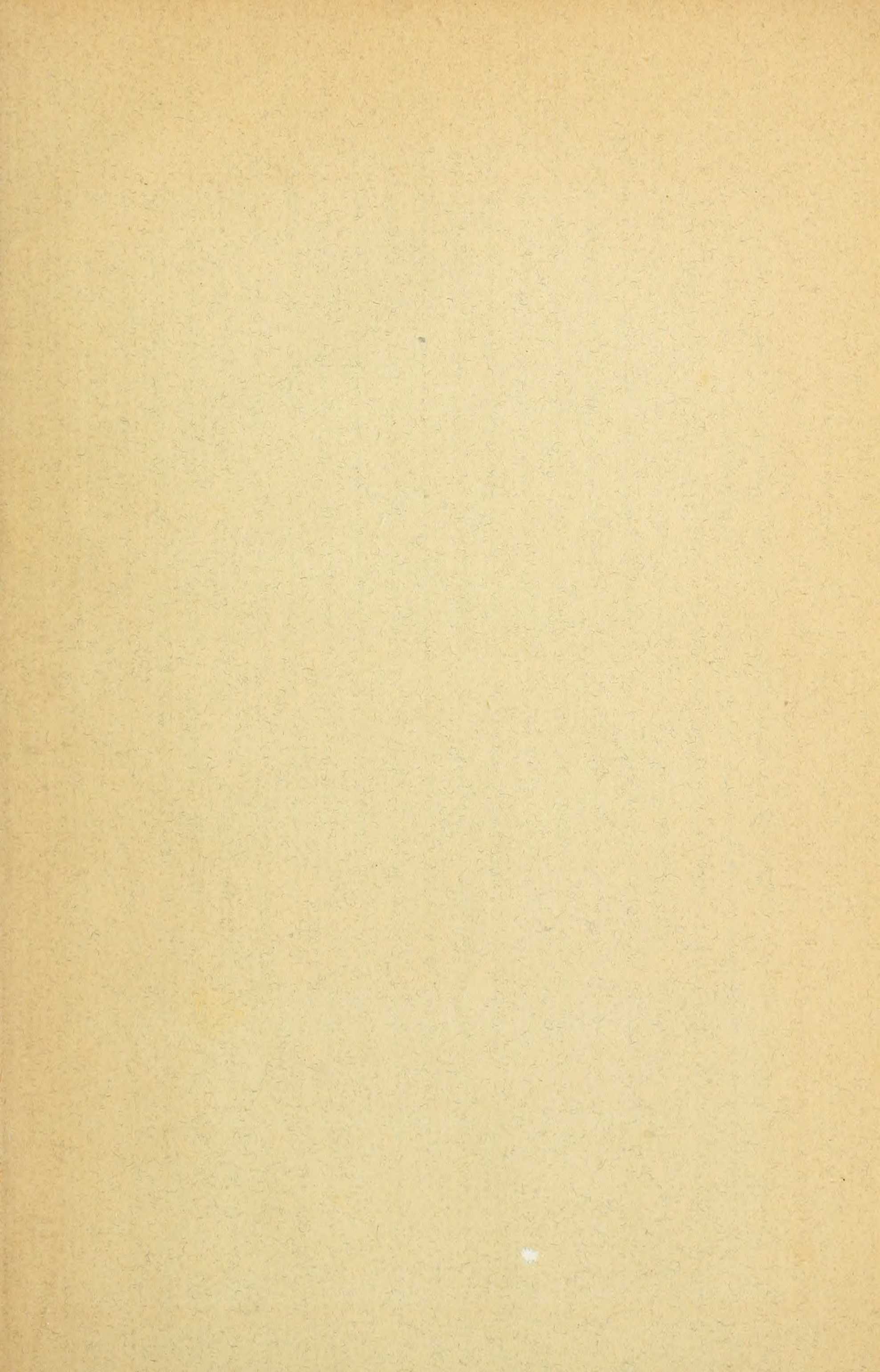
(Die Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahlen, nicht auf die Nummern der Abbildungen)

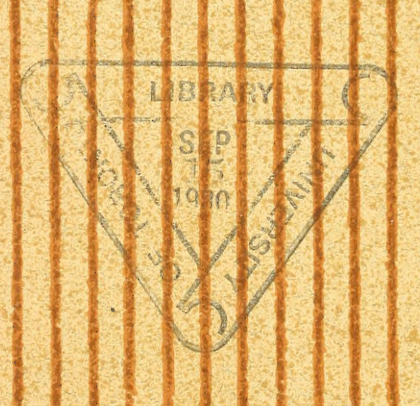
Verzeichnis der Abbildungen

(Die Ziffern beziehen sich auf die Nummern der Abbildungen, nicht auf die Seitenzahlen)



Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig




LIBRARY
SEP
15
1980

